



Leseprobe

Robyn Young

Rebell der Krone

Historischer Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



Seiten: 672

Erscheinungstermin: 16. Januar 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Schottlands größter Freiheitskämpfer Robert the Bruce – Kämpfer im Krieg, König im Exil, Ehemann der Feindestochter, Freund, Mörder und eine Legende

Robert the Bruce – Schottlands größter Krieger im Kampf um die Unabhängigkeit – verlor alles, was er liebte, Familie, Freunde, seine Heimat und sein Land! Doch er gab niemals auf, brach seinen Treueschwur gegenüber Englands Krone, und zog aus, sein Volk in die Freiheit zu führen ... Die neue Trilogie von Bestsellerautorin Robyn Young erzählt die packende Legende dieses Mannes, der vom Krieger und umjubelten Anführer der aufrührerischen Schotten zum Eroberer des Thrones wurde – ein Held, der die Geschichte einer ganzen Nation prägte.



Autor

Robyn Young

Mit ihrem Debüt »Die Blutschrift« gelang der Britin Robyn Young in Großbritannien und den USA ein großartiger Durchbruch, der sie auf die Bestsellerlisten schnellen ließ. Geboren 1975 in Oxford, begann sie schon früh, Gedichte und

ROBYN YOUNG
Rebell der Krone

Buch

Schottland im Jahre 1286. Ein ganzes Volk trauert, denn König Alexander III. kam bei einem Reitunfall tragisch ums Leben. Doch sein Tod war kein Zufall, und seine Mörder schmiedeten bereits eifrig Pläne, die Herrschaft über das geschwächte Land zu ergreifen, dessen einzige Thronfolgerin ein kleines Mädchen ist. Der gewiefte englische König Edward holt sich jedoch vom Papst die Erlaubnis, seinen kleinen Sohn mit der schottischen Kronprinzessin zu vermählen. Der skrupellose Engländer sieht hier eine Möglichkeit, den schottischen Thron unblutig an sich zu bringen. Doch die Schotten wollen mit aller Macht verhindern, dass ein Engländer ihre Krone ergreift, und kämpfen unter sich um die Nachfolge des Königs. Der junge Robert Bruce, Enkel eines der mächtigsten Adligen des Landes, ist einer der Anwärter auf den Thron. Als die Infantin auf der Reise nach England jedoch an einer mysteriösen Krankheit stirbt, bricht in Schottland endgültig das Chaos aus. Mit Hilfe des englischen Königs besteigt schließlich John Balliol den Thron. Was Edward zu diesem Zeitpunkt noch nicht weiß: Balliols Männer sorgen für die „Krankheit“, der die Infantin zum Opfer fiel. Der Konflikt spitzt sich zu und wird zu einem offenen Krieg, als die schottischen Lords Balliol zwingen, eine Rebellion gegen den englischen König zu initiieren.

Robert und sein Vater beziehen Stellung, indem sie Edward die Treue schwören. Doch bereits ein Jahr danach bricht Robert seinen Schwur und schließt sich den rebellierenden Schotten an. Vorerst, denn es wird der Tag kommen, an dem Robert eine unglaubliche Entscheidung trifft und für eine ganze Nation alles aufs Spiel setzt ...

Autorin

Mit ihrem Debüt *Die Blutschrift* gelang der Britin Robyn Young in Großbritannien und den USA ein großartiger Durchbruch, der sie auf die Bestsellerlisten schnellen ließ. Geboren 1975 in Oxford, begann sie schon früh, Gedichte und Kurzgeschichten zu schreiben. Aber erst während eines Seminars in Kreativem Schreiben, fand sie den Mut, ihre Ideen für einen Roman zu Papier zu bringen. Heute lebt Robyn Young in Brighton, und wenn sie nicht gerade an einer Trilogie schreibt, unterrichtet sie Kreatives Schreiben an verschiedenen Colleges.

Bei Blanvalet von Robyn Young bereits erschienen:

Die Blutschrift (38360)
Die Blutritter (36658)
Die Blutsfeinde (0159)
Rebell der Krone (37246)
Krieger des Friedens (37247)
König des Schicksals (0076)

Robyn Young

Rebell der Krone

Roman

Aus dem Englischen
von Nina Bader

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel »Insurrection«
bei Hodder & Stoughton, an Hachette UK Company, London.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Februar 2017 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München.

Copyright © der Originalausgabe 2010 by Robyn Young.

Karte: © Sandra Oakins

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011 by Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Umschlaggestaltung und -motiv: © Johannes Wiebel | punchdesign,
unter Verwendung von Motiven von Shutterstock.com

Herstellung: wag

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-7341-0400-8

www.blanvalet.de

Ah, Gott!
Wie oft sprach Merlin
in seinen Prophezeiungen die Wahrheit, wenn du
sie lasest.
Nun sind die beiden Ströme vereint,
die von mächtigen Bergen getrennt wurden.
Und aus zwei verschiedenen Reichen entstand eines,
das von zwei Königen regiert wurde.
Jetzt haben die Bewohner der Inseln wieder zueinander-
gefunden,
Und Alba ist vereint unter den Herrschern,
über denen allen König Edward steht.
Cornwall und Wales befinden sich in seiner Hand,
und das stolze Irland beugt sich seinem Willen.
Es gibt keinen König oder Prinzen in all diesen Ländern
außer König Edward, der sie zusammenbrachte ...

Peter Langtoft (englischer Chronist, ca. 1307)

Gascogne, Frankreich A.D. 1262

Die Pferde wieherten schrill. Klingen durchschnitten die Luft, fraßen sich in Schilde und prallten auf Helme. Männer stießen durch ihre Visiere heisere Drohungen und Verwünschungen aus; sengende Schmerzen schossen bei jedem Hieb durch ihre Arme und Schultern. Von der ausgedörrten Erde stiegen Staubwolken auf und färbten die Luft über den Weingärten gelblich. Der Geruch der in der Hitze angeschwollenen Trauben brannte bitter in ihren trockenen Kehlen, salziger Schweiß tropfte ihnen in die Augen und blendete sie.

Mitten im Kampfgetümmel hob ein Mann in einem rotgoldenen Überwurf gerade seinen Schild, um einen weiteren Hieb abzuwehren. Sein Pferd bäumte sich unter ihm auf, doch er brachte es mit seinen Sporen zur Ruhe, ging zum Gegenangriff über und ramnte sein Schwert in die Seite seines Gegners, durchbohrte Leinen und Polster und traf auf das Kettenhemd darunter. Neben ihm ließ ein hochgewachsener Mann in einem blau-weiß gestreiften Umhang seine Waffe mit voller Wucht auf den Rücken eines Ritters niedersausen, wobei er vor Anstrengung Speichel in sein Visier sprühte. Der Getroffene kippte vornüber, sein Schwert entglitt ihm, und als sein Pferd stolperte, wurde er aus dem Sattel geschleudert. Er schlug hart auf dem vom Saft geplatzter Trauben schwarz verfärbten Boden auf und rollte sich in dem Versuch, den Hufen der Schlachtrösser ringsum auszuweichen, von einer Seite zur anderen. Eines traf ihn seitlich am Kopf und zermalmte seinen Helm, danach trampelten die anderen über seinen Körper, während der Kampf seinen Fortgang nahm.

Der Mann in Rotgold schwang sein Schwert mit einem wilden

Kriegsruf durch die Luft, der sogleich von seinen Gefährten aufgenommen wurde.

»Artus!«, donnerten sie. »Artus!«

Neue Kraft strömte in erschöpfte Glieder, neue Luft in ausgepumpte Lungen. Die Männer kämpften jetzt erbarmungslos, gewährten keine Gnade. Nachdem weitere Gegner zu Boden gegangen oder von ihren Pferden gestoßen worden waren, wurde über dem Schlachtfeld ein Banner gehisst und flatterte im Wind. Es war blutrot, und darauf prangte ein sich aufbäumender, Feuer speiender Drache.

»Artus! Artus!«

Der Mann in dem blau-weißen Umhang hatte sein Schwert verloren, kämpfte aber, seinen Schild als Waffe einsetzend, mit unverminderter Heftigkeit weiter, traf mit dem oberen Rand den Kiefer eines Widersachers, fuhr herum und schmetterte den Schild gegen das Visier eines anderen. Über einen Ritter verärgert, der sich weigerte, sich zu ergeben, packte er den Mann am Hals und zerrte ihn aus dem Sattel. Als sein Gegner zwischen den Pferden hinabglitt und vor Wut brüllend nach Halt suchte, ertönten Fanfaren.

Bei diesen Tönen ließen die berittenen Männer einer nach dem anderen langsam ihre Schwerter sinken und versuchten nach Atem ringend, ihre aufgeregten Schlachtrösser zu bändigen. Die am Boden Liegenden rappelten sich auf und gaben sich Mühe, sich einen Weg durch das Gewühl zu bahnen, wurden aber augenblicklich von wartenden Fußsoldaten umringt, die Krummschwerter schwangen. Ein Mann, der zwischen den Weinreben hindurch zu entkommen versuchte, wurde zurückgeschleift und durch Tritte zur Kapitulation gezwungen. Knappen begannen die reiterlosen Pferde einzufangen.

Der Mann in Rotgold nahm seinen mit silbernen Drachenflügeln verzierten Helm ab. Ein junges Gesicht mit markanten Zügen und hellen grauen Augen kam zum Vorschein. Ein Lid hing ein wenig herab, was ihm ein leicht verschlagenes Aussehen verlieh. Edward sog die staubige Luft tief ein, während sein

Blick über die besiegten Männer schweifte, von denen die letzten gerade entwaffnet wurden. Eine ganze Anzahl war im Kampf verwundet worden, zwei von ihnen schwer. Einer schwankte im Griff seiner Kameraden und stöhnte laut, weil ihm die Schneide- und Vorderzähne ausgeschlagen worden waren.

»Ein weiterer Sieg, Neffe.«

Die barsche Feststellung kam von dem Mann in dem blauweiß gestreiften Umhang, welcher hie und da mit kleinen roten Vögeln bestickt war. William de Valence hatte seinen Helm abgenommen und sein Visier heruntergeklappt, sodass es über den eisernen Kragen hing, der dafür sorgte, dass der Helm nicht verrutschte. Schweiß strömte über sein rundes Gesicht.

Ehe Edward etwas erwidern konnte, rief einer der Knappen: »Hier ist ein Toter, Mylord!«

Edward drehte sich um und sah, dass sich der junge Mann über einen Leichnam beugte. Der Überwurf des Toten war mit Staub bedeckt, sein Helm wies eine tiefe Delle auf. Blut war aus einer seiner Augenhöhlen gequollen. Andere Männer blickten gleichfalls zu dem Leichnam hinüber, während sie sich den Schweiß aus dem Gesicht wischten.

»Nimm ihm Rüstung und Schwert ab«, befahl Edward dem Knappen nach einer kurzen Pause.

»Lord Edward!«, protestierte einer der Männer, die zusammengetrieben und entwaffnet worden waren. Er trat vor, aber die ihn umringenden Fußsoldaten versperrten ihm sogleich den Weg. »Ich erhebe Anspruch auf die sterblichen Überreste meines Kameraden!«

»Nachdem die Lösegeldforderungen ausgehandelt und die Summen entrichtet worden sind, könnt Ihr ihn begraben, darauf habt Ihr mein Wort. Aber seine Ausrüstung gehört mir.« Edward reichte einem anderen Knappen seinen Drachenflügelhelm und seinen Schild, griff nach den Zügeln und trieb sein Pferd zwischen den Weinstöcken hindurch.

»Bringt die Gefangenen«, gebot William de Valence den Fußsoldaten.

Der Rest von Edwards Männern folgte ihm. Das Drachenbanner erhob sich wie eine Faust über ihren Köpfen und zeichnete sich dunkel von der einsetzenden Dämmerung ab. Der Trupp ritt davon, überließ es den Knappen, zerbrochene Waffen und verwundete Pferde einzusammeln, und achtete nicht auf die Arbeiter, die angerannt kamen und angesichts der zerstörten Weingärten entsetzte Rufe ausstießen. Das in der vergangenen Nacht errichtete Turnierfeld lag wie gewöhnlich zwischen zwei Städten, aber es ließ sich nicht vermeiden, dass Äcker, Weideland und gar Dörfer in Mitleidenschaft gezogen wurden.

Als er sein Pferd im Schritt über die Felder gehen ließ, streifte Edward seine Handschuhe ab. Trotz des Lederpolsters wiesen seine Handflächen Blasen auf. Hinter sich hörte er das Gemurmel einiger seiner Männer. Vermutlich sprachen sie von dem Toten und seiner schroffen Reaktion auf den Vorfall – immerhin war dies nur ein Spiel, und die Gegner waren keine echten Feinde. Aber Turniere währten nicht ewig. Bald würden das Schlachtfeld und die Feinde darauf nur allzu gegenwärtig sein. Dann mussten sie gewappnet sein.

Er öffnete und schloss seine schmerzenden Hände und sah den neben ihm reitenden de Valence an. Der Mann saß entspannt auf seinem Pferd, den massigen Körper gegen die hohe Sattellehne gestützt. Die miteinander verbundenen Ringe seines Kettenhemdes klirrten leise. Im Gegensatz zu den jüngeren Rittern schien er sich an dem Zwischenfall nicht zu stören, sondern säuberte in aller Ruhe die abgenutzte Klinge seines Schwertes, die wesentlich schärfer wirkte als die stumpfen Waffen, derer sich Edward und der Rest der Männer bedient hatten.

Valence, der Edwards Blick auffing, lächelte wissend. »Wo gehobelt wird, da fallen Späne, Neffe. Das ist immer so.«

Edward sagte nichts dazu, nickte aber, als er sich wieder zur Straße drehte. Er hatte nicht die Absicht, über Turnierregeln zu streiten, nicht, nachdem ihm sein Halbonkel geholfen hatte, die meisten Turniere zu gewinnen, die er während dieser Saison mit seiner Truppe bestritten hatte. Das hatte ihm genug Pferde und

Rüstungen eingetragen, um eine ganze Armee damit auszustatten, von den Dutzenden junger Männer ganz zu schweigen, die von seinem wachsenden Ruhm angelockt worden waren. Bei einem Siegesfest vor einigen Monaten hatte einer von ihnen ihn Artus genannt, und der Name war haften geblieben – mehr und mehr Freiwillige schlossen sich der unter dem Drachenbanner kämpfenden Truppe an. Valence mochte ein ungehobelter Klotz sein, dessen Ruf äußerster Grausamkeit weit über die Grenzen seiner französischen Geburtsstadt hinausgedrungen war, aber sein Geschick auf dem Turnierfeld verlieh ihm zusammen mit dem Umstand, dass er zu den wenigen Mitgliedern von Edwards Familie gehörte, die sich nicht von ihm abgewandt hatten, einen unschätzbaren Wert, und so ließ Edward seinem Onkel freie Hand und ignorierte dessen Wutausbrüche und zahlreichen Indiskretionen.

Als ein paar der älteren Ritter ein zotiges Siegeslied anstimmten, in das andere bald einfielen, drehte sich Edward um, um die Reihen grinsender, schweißglänzender Gesichter zu mustern. Die meisten waren wie er Anfang zwanzig, viele jüngere Söhne des französischen Adels, die von der Aussicht auf Beute und Ruhm angelockt worden waren. Nach Monaten voller Turniere kannte Edward sie gut. Alle würden jetzt bedingungslos für ihn kämpfen. Nur noch ein paar Wochen Training, dann wären sie bereit. Dann würde er an der Spitze einer Armee nach England zurückkehren, um seine Ehre und sein Land zurückzugewinnen.

Neun Monate zuvor hatte sein Vater, der König, ihn ins Exil geschickt. Sogar seiner Mutter hatte das Urteil die Sprache verschlagen: die Zurücknahme seiner Ländereien in Wales und England, die ihm mit fünfzehn als Teil des Heiratskontrakts übertragen worden waren. König Henry hatte in grimmigem Schweigen zugesehen, wie sein Sohn den Palast von Westminster verlassen und sich auf den Weg nach Portsmouth und zu dem Schiff gemacht hatte, das ihn zu seinem einzig noch verbliebenen Landsitz in der Gascogne bringen würde. Edward erinnerte sich daran, sich noch ein Mal umgedreht zu haben, nur

um festzustellen, dass sich sein Vater bereits abgewandt hatte und durch die Palasttore schritt. Mit zusammengepressten Lippen verdrängte er das Bild und richtete sein Augenmerk auf den Anblick der Ritter, die ihm in Hochstimmung auf ihren erschöpften Tieren folgten und dabei den Namen Artus sangen. Sein Vater würde sich gezwungen sehen, sich zu entschuldigen, wenn er erfuhr, was für ein Krieger aus seinem Sohn geworden war – von seinen Männern nach dem größten König benannt, der je gelebt hatte.

Das Abendrot verblasste, und die ersten Sterne funkelten am Himmel, als die Gruppe in den Hof des von Nebengebäuden umgebenen und vom Wald eingeschlossenen Jagdhauses ritt. Edward stieg ab, übergab sein Pferd einem Stallburschen und wies William de Valence an, die Gefangenen gut zu bewachen, sobald sie eingetroffen sein würden. Dann steuerte er auf das Haupthaus zu, um sich den Staub aus dem Gesicht zu waschen und seinen Durst zu stillen, bevor die anderen Kommandanten erschienen und die Lösegeldsummen festgelegt werden konnten. Er musste sich aufgrund seiner Statur unter dem Türsturz hinwegducken, betrat das Haus und schritt an den Dienstboten vorbei zu den oberen Räumen und seinem Privatgemach.

Sein Kettenhemd und seine Sporen klirrten, als er über den Holzfußboden schritt. Er löste den Gurt, an dem sein Breitschwert hing, warf die Waffe auf das Bett und genoss es, den Druck an seiner Hüfte nicht mehr zu spüren. Der Raum lag im Dämmerlicht da, nur eine einzige Kerze brannte auf einem Tisch am Fenster. Dahinter hing ein Spiegel. Als er in den Kerzenschein trat, sah Edward sich selbst aus den Tiefen des Glases auftauchen. Ein Wasserkrug und eine Waschschißel standen bereit, daneben lag ein Leinentuch. Er beförderte den Stuhl vor dem Tisch mit einem Tritt zur Seite, goss Wasser in die Schiße, beugte sich darüber und schöpfte etwas davon in seine Hände. Es fühlte sich wie Eis auf seinem erhitzten Gesicht an. Er schöpfte mehr, spürte, wie es über seine Haut rann und Schweiß und Blut fortwusch. Als er fertig war, griff er nach dem Tuch

und betupfte damit seine Augen. Und als er es wieder sinken ließ, sah Edward seine Frau vor sich stehen. Ihr dichtes Haar fiel ihr in Wellen bis zur Taille hinab. Allzu oft war es aufgesteckt und unter Schleiern und Hauben versteckt. Er liebte es, es offen zu sehen, und sonnte sich in dem Wissen, dass er der einzige Mann war, der dieses Vorrecht genoss.

Eleanor von Kastiliens Mandelaugen verengten sich, als sie lächelte. »Du hast gewonnen.«

»Woher weißt du das?« Er zog sie an sich.

»Ich habe die Männer schon aus einiger Entfernung singen hören. Aber selbst wenn das nicht der Fall gewesen wäre, hätte ich es dir vom Gesicht abgelesen.« Sie strich über seine stoppelige Wange.

Edward nahm ihr Gesicht zwischen seine Hände, zog sie noch enger an sich und küsste sie. Sie duftete nach der Honig- und Kräuterseife aus dem Heiligen Land, die sie stets benutzte.

Eleanor machte sich lachend von ihm los. »Du bist nass!«

Edward grinste, küsste seine junge Frau erneut, presste sie trotz ihrer Proteste an sich und besudelte ihr fleckenloses Hemd mit Schmutz von seinem Überwurf und Kettenhemd. Endlich gab er sie frei und hielt nach Wein Ausschau. Eleanor stellte sich auf die Zehenspitzen, legte die Hände auf seine Schultern, drückte ihn auf den Stuhl am Tisch nieder und bat ihn, sitzen zu bleiben, während sie ihm Wein einschenkte.

Edward war zu erschöpft, um seine hinderliche Rüstung abzulegen. Stocksteif saß er da und beobachtete im Spiegel, wie Eleanor aus einem glasierten Krug mit Pfauenfedermuster Rotwein eingoss. Als sie den Krug abstellte und einen Finger rasch unter den Rand legte, um einen Tropfen aufzufangen, den sie dann ableckte, durchzuckte ihn ein Stich der Zuneigung. Es war die Art von Liebe, die mit der Erkenntnis möglichen Verlustes einhergeht. Abgesehen von seinem Onkel war sie die Einzige, die ihm in die Verbannung gefolgt war. Sie hätte in London, im Luxus und der Sicherheit von Windsor oder Winchester bleiben können, denn das Urteil erstreckte sich nicht auch auf sie.

Aber sie hatte diese Möglichkeit nicht ein einziges Mal angesprochen.

Als er in Portsmouth an Bord des Schiffes gegangen war, hatte Edward allein im Laderaum gesessen. Dort hatte er, den Kopf in den Händen geborgen, zum ersten Mal geweint, seit er ein Junge gewesen war und sein Vater von denselben Docks aus ohne ihn nach Frankreich gesegelt war. Als er sich die Tränen der Demütigung und, wie er sich eingestand, der Furcht abwischte und sich damit abzufinden versuchte, alles verloren zu haben, kam Eleanor zu ihm. Sie kniete sich vor ihn, nahm seine Hände zwischen die ihren und sagte ihm, sie bräuchten weder den König noch die Königin noch seinen Ränke schmiedenden Paten Simon de Montfort, den Grund seiner Verbannung. Sie brauchten niemanden. Sie hatte entschieden gesprochen, mit festerer Stimme, als er es je zuvor von ihr gehört hatte. Später liebten sie sich in dem säuerlich riechenden Laderaum unter Deck. Sie waren seit sieben Jahren verheiratet, und bislang waren ihre Umarmungen zumeist sanft, fast höflich ausgefallen. Jetzt waren sie hungrig, verströmten ihren Zorn und ihre Furcht ineinander, bis sie beide ausgepumpt liegen blieben, während rings um sie herum die Planken knarnten und das Meer sie von der Küste Englands forttrug.

Ihr Kind – das erste, vielleicht das Ergebnis jenes wilden Liebesaktes – wuchs jetzt in Eleanors Leib heran, der von ihrem bauschigen Hemd verborgen wurde.

Eleanor trat hinter ihn und drückte ihm den Becher in die Hand. Edward trank einen großen Schluck. Der Wein brannte in seiner ausgedörrten Kehle. Als er den Becher abstellte, heftete sich sein Blick auf ein Buch, das am Rand des Tisches, gerade außerhalb des Kerzenlichtkreises lag, wo er es an diesem Morgen zurückgelassen hatte.

»Ich werde die Diener anweisen, dir etwas zu essen zu bringen.«

Als er ihre Hand auf seiner Schulter spürte, erblickte Edward sein Gesicht im Spiegel. Jetzt wirkte es nachdenklich zerfurcht. Er berührte ihre Finger; dankbar dafür, dass sie ihn gut genug

kannte, um zu verstehen, dass er allein sein wollte. Sie wandte sich ab und schlang einen Mantel um die Schultern. Edward sah ihr im Spiegel nach, als sie sich zurückzog und ihr schwarzes Haar mit den Schatten verschmolz. Sobald sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, betrachtete er das Buch, dann zog er es über das verschrammte Holz zu sich heran. Es war jetzt alt, denn er besaß es seit seiner Kindheit, der Einband löste sich auf, die Seiten waren fleckig. Die in das Leder eingebrannten Worte waren größtenteils abgewetzt, aber er konnte noch immer die Umrisse erkennen.

**Geoffrey of Monmouth,
»Die Prophezeiungen des Merlin«**

Es gehörte zu den wenigen persönlichen Besitztümern, die er aus England mitgebracht hatte. Im Laufe der Jahre hatte er es viele Male gelesen, zusammen mit Monmouth' anderen Werken, dem Leben des Zauberers Merlin und der Geschichte der Könige Britanniens, von der gemunkelt wurde, es gäbe mittlerweile mehr Ausgaben davon als von der Bibel. Edward kannte die Heldentaten des trojanischen Kriegers Brutus auswendig, der nach dem trojanischen Krieg gen Norden gesegelt war und Britannien gegründet hatte; er kannte die Geschichte von König Lear und der Ankunft Cäsars. Aber es waren die Sagen von König Artus, die ihn am meisten in ihren Bann geschlagen hatten, von der ersten Prophezeiung, in der Merlin Uther Pendragon weissagte, er werde König werden und sein Sohn nach ihm über ganz Britannien herrschen bis hin zu Artus' verheerender Niederlage bei Camblam, nach der er seine Krone seinem Vetter Konstantin übergeben hatte, bevor er nach Avalon gesegelt war, um dort geheilt zu werden. Als Edward bei Smithfield in London sein erstes Turnier gesehen hatte, hatte er tiefe Ehrfurcht vor den wie Männer an Artus' Hof gekleideten Rittern verspürt, von denen einer den legendären König selbst verkörperte.

Als Edward das Buch zur Hand nahm, öffnete es sich wie von

selbst an einer Stelle, wo ein Stück Papier zwischen zwei Seiten geschoben worden war. Er starrte die Handschrift des Schreibers an; hörte im Geist die mit der gebieterischen Stimme des Königs diktierten Worte. Er hatte diesen Brief häufig gelesen, seit er ihm überbracht worden war – der erste Kontakt, den er seit seiner Abreise aus London mit seinem Vater hatte. Der Zorn, den er anfangs verspürt hatte, war verflogen. Was blieb, war brennende, freudige Erregung.

Der Brief berichtete von dem Erdboden gleichgemachten Burgen und geplünderten Städten, verwüsteten Feldern und Weiden, verbrannter Erde, Leichen, die in den Straßen und auf den Wiesen verstreut lagen, und Gestank, der die Luft erfüllte wie eine Wolke des Todes. Männer unter dem Befehl des Kriegsherrn Llewelyn ap Gruffud waren aus ihren Bollwerken in den Bergen des alten walisischen Königreichs Gwynedd heruntergeströmt und hatten eine Schneise der Zerstörung hinterlassen. Bei seiner Hochzeit mit Eleanor hatte sein Vater Edward große Ländereien übertragen, zu denen auch ein ausgedehntes Gebiet entlang der Nordküste von Wales, von der Grenze bei Chester bis hin zu den Ufern des Flusses Conwy, gehörte. Laut des Briefes war es dieser Landstrich, der jetzt brannte. Und das nicht zum ersten Mal.

Vor sechs Jahren, als Edward sechzehn gewesen war, hatte Llewelyn die Männer von Gwynedd in einem Aufstand gegen die englische Besatzung seines Herrschaftsgebietes angeführt. Der Überfall erwies sich als unerwartet erfolgreich, und innerhalb weniger Tage befand sich die Region unter Llewelyns Kontrolle, englische Burgen standen in Flammen, Garnisonen waren zur Flucht gezwungen. Edward, dem es an Geldmitteln fehlte, hatte sich an seinen Vater gewandt, sobald die ersten Berichte eingetroffen waren. Der König hatte ihm seine Bitte mit der Begründung abgeschlagen, dies sei für Edward eine gute Gelegenheit, sich als Krieger und Befehlshaber seiner Männer zu bewähren. Doch Edward kannte die Wahrheit. Henry war zu sehr damit beschäftigt, seinen jüngsten Sohn Edmund zum König von Sizilien

krönen zu lassen, um ihm Geld oder Unterstützung zu gewähren. Am Ende war er, nachdem ihm einer seiner Onkel eine größere Summe geliehen hatte, alleine mit seinen Männern aufgebrochen, um seine walisischen Ländereien zu retten. Llewelyn hatte ihn vernichtend geschlagen. Er war nach einer einzigen Schlacht zum Rückzug gezwungen gewesen; seine Armee war dezimiert, sein Ruf schwer angeschlagen. Edward erinnerte sich noch immer an die Spottlieder, die über ihn gesungen worden waren. Die siegreichen Waliser hatten sich an seiner Niederlage geweidet.

Inzwischen hatte sich Henry mit seinen absurden Bestrebungen bezüglich Sizilien und der ständigen Begünstigungen seiner Halbbrüder, den berüchtigten Valences, die kürzlich in England eingetroffen waren, bei Hof zunehmend unbeliebt gemacht. Der Anführer der Proteste gegen den König war Edwards Pate, Simon de Montfort, der Earl of Leicester. Montfort hatte viele Anhänger um sich geschart und sich gemeinsam mit ihnen gegen Henry aufgelehnt, was zur Einberufung eines Parlaments in Oxford geführt hatte, bei dem der König den Rückhalt der meisten seiner Edelleute verlor. Über Henrys törichte Handlungsweise und die Niederlage ergrimmt, die Llewelyn ihm beigebracht hatte, hatte sich Edward auf die Seite seines Paten geschlagen und ihn davon überzeugt, sich mit ihm gegen seinen Vater zu verbünden. Nachdem der König von diesem Verrat erfahren hatte, hatte er ihm sein Erbe aberkannt und ihn in die Verbannung geschickt.

Edward las den Brief ein letztes Mal, überflog die letzten Absätze. Dieser Aufstand unterschied sich von früheren dadurch, dass Llewelyn ap Gruffudd das Unvorstellbare gelungen war – er hatte alle Waliser unter seinem Oberbefehl vereint. Bis jetzt waren der Norden und der Süden durch mehr als nur die Berggrenze von Snowdonia getrennt gewesen. Jahrhundertlang hatten die Kriegsherren der drei alten Königreiche von Wales die Alleinherrschaft angestrebt, ständig gegeneinander und gegen die englischen Lords gekämpft, deren Ländereien südlich und

östlich an ihr Reich grenzten. Das Land hatte sich stets in Aufruhr befunden. Nun hatte Llewelyn die sich untereinander grollenden streitsüchtigen Menschen zusammengebracht, und ihre Speere und Bogen richteten sich fortan nicht mehr gegeneinander, sondern Richtung Osten auf England. Henry schrieb, dass Llewelyn sich eine goldene Krone aufs Haupt gesetzt und sich zum Prinzen von Wales ausgerufen hatte. Allerdings handelte es sich bei dieser Krone nicht um irgendeinen gewöhnlichen Stirnreif, sondern um die von König Artus.

Edward starrte das Pergament noch einen Moment lang an, dann hielt er es über die Kerze. Die Flammen züngelten wild um das Versprechen seines Vaters, ihm seinen gesamten Landbesitz zurückzugeben, wenn er wiederkam und Llewelyn besiegte. Edward lächelte in sich hinein: Er war bereit. Bereit, mit den unter seinem Banner versammelten Männern heimzukehren, den ihm angestammten Platz in England wieder einzunehmen und die Entschuldigung seiner Eltern zu akzeptieren. Bereit, Llewelyn entgegenzutreten. Die Waliser mochten zum ersten Mal vereint sein, aber darin lag auch ihr Schwachpunkt, wie Edward dem Brief entnahm. Er hatte mit eigenen Augen gesehen, welche Macht es mit sich brachte, das Gewand einer Legende anzulegen. Auch Llewelyn musste das begriffen haben, denn er hätte kein wirksameres Symbol wählen können, um die Völker von Wales zu vereinen. Artus war für sie nicht nur ein herausragender Krieger, sondern der letzte große britische König vor den Sachsen und den Normannen. Aber wenn etwas so Mächtiges wie diese Krone Völker vereinen konnte, ließ sich daraus nicht folgern, dass es sie auch zu zerstören vermochte?

Als das Pergament zu schwarzer Asche zerfiel, klopfte es an der Tür. Sie öffnete sich, und die massige Gestalt von William de Valence füllte den Türrahmen aus.

»Die Kommandanten sind eingetroffen, um über die Lösegeldsummen für ihre Männer zu verhandeln.«

Edward erhob sich und ließ die Reste des Briefes sowie das Buch zurück. Die Worte auf den Seiten schimmerten schwarz.

1

ES WAR DIE STIMME GOTTES. Und Gott ließ sie seinen Zorn spüren.

Der Kellermeister des Königs, der sich zwischen den Tischen und Bänken hindurchzwängte, zuckte zusammen, als erneut ein greller Blitz über den Himmel zuckte und ein dröhnendes Donnergrollen in der Ferne erklang. Auf der anderen Seite der überfüllten Halle neigte einer der jüngeren Diener den Kopf. Der alte Kellermeister nahm an, dass er ein kurzes Gebet sprach. Direkt über ihnen tobte der Sturm, fegte über die Türme und Brustwehren, verdunkelte das fahle Nachmittagslicht und tauchte die Burg in ein frühes Mitternachtsdunkel. Die Atmosphäre von Furcht, vor einigen Monaten durch unheilvolle Gerüchte ausgelöst, hatte jetzt eine so greifbare Spannung erzeugt, dass sich sogar Guthred – der für all das Gerede nur Hohn und Spott übrig gehabt hatte – dem allgemeinen Unbehagen nicht zu entziehen vermochte.

Beim nächsten Blitz blickte er zu den Balken hoch über dem flackernden Fackelschein empor und fragte sich, was wohl geschehen würde, falls der Blitz in das Dach einschlug. Er stellte sich eine biblische Szene vor: Weißes Feuer regnete auf sie herab, verkohlte Leichen, die noch Messer und Becher umklammert hielten, lagen auf dem Boden verstreut. Würden sie wieder auferstehen? Er betrachtete den Krug in seinen altersfleckigen Händen. Würde ihm diese Gnade gewährt werden? Mit halb geschlossenen Augen begann Guthred ein Bittgebet zu murmeln, brach dann jedoch abrupt ab. So ein Unsinn! Es waren diese furchtbaren Märzstürme, die die alten Weiber von Unglück ze-

tern und die Geistlichen das nahe Ende prophezeien ließen. Aber als er seinen Weg durch die Halle fortsetzte, fiel es ihm dennoch schwer, die Stimme zu ignorieren, die ihm zuraunte, dass die Gerüchte, lange bevor der Norden seinen Rachen geöffnet und Schnee, Unwetter und Donner über Schottland ausgespien hatte, im Umlauf gewesen waren.

Den Krug fest umklammernd, um keinen Tropfen der darin enthaltenen kostbaren Flüssigkeit zu verschütten, erklimmte der Kellermeister die hölzernen Stufen des Podests am Ende der großen Halle. Mit jedem Schritt erhob er sich über die Köpfe der Lords, königlichen Beamten, Diener, Hunde und Höflinge, die unter ihm um Platz und Aufmerksamkeit kämpften. Guthred hatte bereits bemerkt, dass die Türhüter auf Geheiß des Haushofmeisters mehrere junge Burschen aus der Halle gewiesen hatten, denen es gelungen war, sich uneingeladen einzuschleichen. Festtage verliefen immer chaotisch: Die Ställe waren überfüllt, die Unterkünfte mancher Lords nicht bereit, Botschaften wurden falsch ausgerichtet, Diener verrichteten ihre Tätigkeiten in ihrer Eile ungeschickt und wurden von ihren Herren ungehalten angefahren. Doch trotz all dieser Widrigkeiten und des schlechten Wetters schien sich der König in guter Stimmung zu befinden. Er lachte über irgendetwas, das der Bischof von Glasgow gerade gesagt hatte, als Guthred zu ihm trat. Alexanders Gesicht war vom Wein und der Hitze, die die Feuer in den Kaminen der Halle verströmten, gerötet, und er hatte irgendetwas über seinem Gewand verschüttet. Das Stroh rund um den Tisch auf dem Podest, heute Morgen frisch ausgelegt, klebte jetzt vor Honigkuchenkrümeln, vergossenem Wein und blutigem Fleischsaft. Guthred musterte die kostbaren silbernen Platten und Becher und erfasste mit einem diskreten Nicken sofort, wem er nachschenken musste. Die Stimmen der acht Männer zu beiden Seiten des Königs wurden in dem Versuch, den Sturm und einander zu übertönen, immer lauter, und der alte Kellermeister musste sich vorbeugen, um sich verständlich zu machen.

»Noch Wein, Mylord?«

Ohne sein Gespräch zu unterbrechen, hielt ihm König Alexander seinen Kelch hin, der größer als die anderen und mit Juwelen besetzt war. »Ich dachte, diese Angelegenheit wäre endgültig geklärt«, brummte er, an den Mann zu seiner Linken gewandt. Nachdem der Kellermeister ihm den blutroten Wein eingeschenkt hatte, nahm der König einen großen Schluck.

»Verzeiht mir, Mylord«, erwiderte der Mann, dabei hielt er eine Hand über seinen eigenen Kelch, als der Kellermeister sich anschickte, ihn erneut zu füllen. »Aber die Bitte um ...«

»Danke, Guthred«, sagte der König, als der Kellermeister zu dem Bischof von Glasgow trat, der seinen Becher bereits gehoben hatte.

Die Kiefermuskeln des Mannes spannten sich an. »Mylord, die Bitte um die Freilassung des Gefangenen kommt direkt von meinem Schwager, und als sein Verwandter sowie in meiner Eigenschaft als Justiziar wäre es eine Nachlässigkeit von mir, seinem Anliegen nicht die Aufmerksamkeit zu widmen, die ihm zukommt.«

König Alexander runzelte die Stirn, als John Comyns dunkle Augen ihn forschend musterten. Das Gesicht des Lords of Badenoch wirkte im Fackelschein wächsern, sein Ausdruck war so streng wie seine Kleidung: ein schwarzer wollener Umhang, mit dem grauen Pelz eines Wolfes gesäumt, der so genau zu seinem Haar passte, dass es sich schwer feststellen ließ, wo seine Mähne endete und die des Wolfs begann. Das Wappen auf dem Überwurf, den er darunter trug, war gerade eben sichtbar: ein roter, mit drei weißen Weizengarben bestickter Schild. Der König war von der Ähnlichkeit des Roten Comyn mit seinem Vater fasziniert – dasselbe kalte Gebaren, dieselbe freudlose Miene. Waren alle männlichen Comyns so? Lag es ihnen im Blut? Alexanders Blick schweifte über den Tisch zu dem Earl of Buchan, dem Oberhaupt der Schwarzen Comyns, der wie der Rote Comyn nach den Farben seines Wappens benannt worden war: einem schwarzen Schild mit gleichfalls drei Weizengarben dar-

auf. Er erntete ein wachsames Aufflackern misstrauischer Augen in einem langen, verkniffenen Gesicht. Wären die beiden keine so fähigen Beamten gewesen, hätte er sie vielleicht schon vor Jahren vom Hof verbannt. Wenn er ehrlich war, musste er zugeben, dass die Comyns ihm Unbehagen einflößten. »Wie ich schon sagte – ich werde darüber nachdenken. Thomas of Galloway wurde vor über fünfzig Jahren eingekerkert. Er wird zweifellos noch ein paar Jahre in seiner Zelle überstehen.«

»Selbst ein Tag muss einem unschuldigen Mann wie eine Ewigkeit vorkommen.« John Comyn bemühte sich um einen beiläufigen Ton, aber die Herausforderung war unmissverständlich.

»Unschuldig?« Alexanders blaue Augen wurden schmal. Er stellte seinen Kelch ab. Seine gute Laune war verflogen. »Der Mann hat sich gegen meinen Vater aufgelehnt.«

»Der Mann war damals nur ein Junge, Mylord. Es war das Volk von Galloway, das ihn zu seinem Anführer gewählt hat.«

»Und mein Vater hat dafür gesorgt, dass sie mit Blut dafür bezahlt haben.« Alexanders Ton wurde scharf, der Wein erhitzte ihn, und rote Flecken begannen in seinem Gesicht aufzulodern. »Thomas Galloway war ein Bastard. Er hatte kein Recht, die Rolle eines Lords zu bekleiden, und die Leute wussten das.«

»Sie standen vor einer unangenehmen Wahl – entweder von einem Bastard regiert zu werden oder ihr Land zwischen drei Töchtern aufgeteilt zu sehen. Sicherlich könnt Ihr ihre Zwangslage verstehen, Majestät?«

Etwas Verschlagenes schwang in Comyns Stimme mit, registrierte Alexander. Versuchte der Lord of Badenoch anzudeuten, seine eigene Situation sei vergleichbar mit dem, was sich vor über einem halben Jahrhundert in Galloway ereignet hatte? Bevor er sich Gewissheit verschaffen konnte, erklang eine kühle Stimme vom anderen Ende des Tisches her.

»Ihr haltet unseren großmütigen Gastgeber mit Eurem Gerede von seiner Mahlzeit ab, Sir John. Die Ratsversammlung ist vorüber.«

John Comyns Blick wanderte zu dem Sprecher. Als er die ruhigen Augen von James Stewart, dem Großhofmeister, auf sich ruhen sah, ließ er seine undurchdringliche Maske einen Moment lang fallen, und nackte Feindseligkeit malte sich auf seinen Zügen ab, doch bevor er antworten konnte, ertönte die gebieterische Stimme von Robert Wishart, dem Bischof von Glasgow.

»Wohl gesprochen, Sir James. Unsere Mäuler sind jetzt dazu bestimmt, diese Speisen zu verzehren und Gott dem Herrn für seine üppigen Gaben zu danken.« Wishart hob seinen Kelch. »Dieser Wein ist ausgezeichnet, Mylord. Aus der Gascogne, nicht wahr?«

Die Antwort des Königs ging in einem ohrenbetäubenden Donnerschlag unter, der die Hunde aufschreckte und den Bischof von St. Andrews derart zusammenzucken ließ, dass er seinen Wein verschüttete.

Wishart grinste breit. »Wenn dies tatsächlich der Tag des Jüngsten Gerichts ist, dann werden wir wenigstens mit vollen Bäuchen wiederauferstehen.« Er trank einen großen Schluck, der rote Flecken an seinen Mundwinkeln hinterließ. Der Bischof von St. Andrews, so hager und ernst, wie Wishart stämmig und lebhaft war, setzte zu Protesten an, doch Wishart schnitt ihm das Wort ab. »Ihr wisst so gut wie ich, Eure Exzellenz, dass wir bereits ein Dutzend Mal wiederauferstanden wären, wenn jeder zum Jüngsten Tag erklärte Tag tatsächlich selbiger gewesen wäre!«

Der König wollte etwas einwerfen, hielt jedoch inne, als er in der Menge unter ihm ein bekanntes Gesicht entdeckte. Es gehörte einem der Knappen des Hofes der Königin, einem fähigen Franzosen namens Adam. Sein Reiseumhang glänzte im Fackelschein, und sein dunkles Haar klebte ihm nass am Kopf. Als Adam an einem der Kamine vorbeikam, konnte der König die Kälte sehen, die ihn wie Nebel umgab. Der Knappe hastete die Podeststufen herauf.

»Mylord.« Adam blieb vor dem König stehen, um sich zu ver-

neigen und Atem zu schöpfen. »Ich bringe eine Botschaft aus Kinghorn.«

»In diesem Unwetter?«, wunderte sich Wishart, als sich der Knappe vorbeugte und leise auf den König einzureden begann.

Als Adam geendet hatte, spielte ein Lächeln um Alexanders Lippen, und die vom Wein hervorgerufene Röte auf seinen Wangen breitete sich über seinen Hals aus. »Adam, geh und hol Tom aus seiner Unterkunft. Sag ihm, er soll meinen Umhang bringen und mein Pferd satteln lassen. Wir brechen unverzüglich nach Kinghorn auf.«

»Wie Ihr wünscht, Mylord.«

»Ist etwas geschehen?«, erkundigte sich der Bischof von St. Andrews, während der Knappe über das Podest davoneilte. »Die Königin ... ist sie ...?«

»Der Königin geht es gut«, erwiderte Alexander breit lächelnd. »Sie verlangt nach meiner Gesellschaft.« Er erhob sich. Bänke wurden gerückt, und Füße scharrtten, als alle anderen Gäste in der Halle gleichfalls aufsprangen. Einige stießen ihre berauschten Nachbarn an und bedeuteten ihnen, es ihnen gleichzutun. Der König hob die Hände und wandte sich an sie. »Behaltet bitte Platz. Ich muss mich leider verabschieden, bitte euch aber, zu bleiben und das Fest auch weiterhin zu genießen.« Er gab seinem Harfner ein Zeichen, woraufhin dieser sofort zum Tanz aufzuspielen begann. Die metallischen Klänge erhoben sich über das Tosen des Windes.

Als der König vom Tisch zurücktrat, verstellte ihm James Stewart den Weg. »Mylord, wartet bis morgen früh«, murmelte er. »Es ist ein gefährlicher Tag für eine Reise, besonders auf dieser Straße.«

Die Besorgnis im Gesicht des Großhofmeisters ließ den König zögern. Als er sich umdrehte, las er dieselbe Sorge in den Augen der anderen Männer an seiner Tafel, abgesehen von John Comyn, der sich vorgebeugt hatte, um sich leise mit seinem Verwandten, dem Earl of Buchan, zu unterhalten. Einen Moment lang erwog der König, zu seinem Platz zurückzukehren

und Guthred anzuweisen, ihm Wein nachzuschicken. Aber ein anderer Drang war stärker. Die letzten Worte John Comyns hatten einen bitteren Nachgeschmack bei ihm hinterlassen. *Sicherlich könnt Ihr ihre Zwangslage verstehen?* Das konnte Alexander nur allzu gut, denn die Thronfolgefrage lastete seit zwei Jahren schwer auf ihm – seit dem Tag, an dem sein Erbe, in den er all seine Hoffnungen gesetzt hatte, seiner Frau, seiner Tochter und seinem jüngsten Sohn mit erbarmungsloser Endgültigkeit ins Grab gefolgt war. Nach dem Tod seines Ältesten war Alexanders Blutlinie abgeschnitten worden wie ein Lied, das vor dem Refrain endete. Es klang jetzt nur als schwaches Echo über die Nordsee, in Gestalt seiner dreijährigen Enkelin Margaret, des Kindes seiner ältesten Tochter und des Königs von Norwegen. Ja, Alexander verstand die Zwangslage sehr gut, in die das Volk von Galloway vor fünfzig Jahren geraten war, als ihr Lord ohne männlichen Erben das Zeitliche gesegnet hatte.

»Ich muss gehen, James.« Die Stimme des Königs klang ruhig, aber bestimmt. »Meine Hochzeitsnacht liegt fast sechs Monate zurück, und Yolande ist noch immer nicht in Hoffnung – nicht, dass wir nicht alles dafür getan hätten. Wenn sie heute Nacht mein Kind empfängt, könnte ich, so Gott will, um diese Zeit im nächsten Jahr einen Erben haben. Dafür nehme ich auch einen Sturm in Kauf.« Alexander nahm den Goldreif ab, den er während der Ratsversammlung und des Festes getragen hatte, und reichte ihn dem Großhofmeister. Dann fuhr er sich mit der Hand durch das Haar, das der Reif flachgedrückt hatte. »Ich werde bald zurückkehren.« Sein Blick heftete sich auf John Comyn. »In der Zwischenzeit könnt Ihr dem Lord of Badenoch ausrichten, dass ich der Bitte seines Schwagers stattgeben werde.« Alexanders Augen glitzerten. »Aber wartet damit bis morgen.«

James' Mundwinkel zuckten leicht. »Sehr wohl, Mylord.«

Alexander schritt über das Podest, folgte den schlammigen Fußspuren des Knappen. Die Goldverzierung seiner scharlachroten Robe schimmerte im Licht. Als die Türhüter sich ver-

neigten und die Flügeltür der Halle öffneten, rauschte der König hindurch. Die Harfenklänge verhallten hinter ihm.

Draußen traf ihn die Wucht des Sturms wie ein Faustschlag. Eisregen stach wie Nadeln in sein Gesicht und blendete ihn, als er die Stufen zum Hof hinunterstieg. Er zuckte zusammen, als ein Blitz den Himmel zerriss. Die Wolken hingen so tief, dass sie die Dächer der Gebäude zu streifen schienen, die sich vor ihm bis zu den inneren Mauern erstreckten, hinter denen der Boden steil zu den äußeren Verteidigungsanlagen abfiel. Von seinem hoch gelegenen Aussichtspunkt aus konnte der König über die Reihe der Außenmauern hinweg bis zu der korporierten Stadt Edinburgh blicken, die sich in östlicher Richtung an dem mächtigen Felsen hinunterzog, auf dem die Burg thronte.

In der Ferne vermochte er am Fuß des Hügels die fahle Silhouette von Holyrood Abbey auszumachen, hinter der schwarze Felsblöcke sich zu windumtosten Klippen erhoben, die in den Wolken verschwanden. Im Norden lagen Weiden und Getreidefelder, dann Marschen, die in die weitläufige Fläche des Firth of Forth übergingen, den die Engländer den schottischen See nannten. Hinter dem von Wetterleuchten erleuchteten Wasser befanden sich die bewaldeten Hügel von Fife und der Weg, den er einschlagen musste. Das zwanzig Meilen entfernte Kinghorn schien in weiterer Ferne zu liegen denn je. Die unheilswangere Bemerkung des Bischofs von St. Andrews über den jüngsten Tag kam ihm wieder in den Sinn. Alexander blieb auf der untersten Stufe stehen. Der Regen durchweichte ihn. Doch als er Adam auf sich zueilen sah, zwang er sich, die Füße in den Schlamm zu setzen, und dachte an seine junge Frau, die in einem warmen Bett auf ihn wartete. Dort würde es gewürzten Wein und ein hell prasselndes Feuer geben.

»Mylord, Tom ist krank geworden.« Adam erhob die Stimme über den Sturm. Er hielt den Reiseumhang des Königs in den Händen.

»Krank?« Alexander zog die Brauen zusammen, als der Knappe ihm das pelzgefütterte Kleidungsstück um die Schultern

legte. Tom, der ihm seit über dreißig Jahren diente, reiste immer mit ihm. Adam mochte ein fähiger Mann sein, aber er war ein Günstling der Königin und erst im letzten Herbst mit ihrem Gefolge nach Schottland gekommen. »Heute Nachmittag ging es ihm doch noch gut. War der Arzt bei ihm?«

»Er sagt, das wäre nicht nötig.« Adam führte den König über den nassen Untergrund. »Passt auf, wo Ihr hintretet, Sire.«

Vor ihnen brannten Laternen, die Flammen darin glichen kleinen Vögeln in Käfigen, die flatternd gegen das Glas schlugen. Der Wind trug Pferdegewieher und Männerstimmen zu ihnen herüber.

»Wer wird mich an seiner Stelle begleiten?«

»Tom hat Master Brice geschickt.«

Alexanders Stirn furchte sich tiefer, als Adam die Ställe betrat. Der beißende Geruch nach Stroh und Mist stieg ihm in die Nase.

»Majestät«, grüßte der Stallmeister ehrerbietig. Er führte einen prächtigen grauen Hengst am Zügel. »Ich habe Winter eigenhändig für Euch gesattelt, obwohl ich es kaum glauben konnte, als Master Brice mir sagte, Ihr wolltet bei diesem Wetter ausreiten.«

Alexanders Blick wanderte zu Brice, einem wortkargen, etwas begriffsstutzigen Mann, der seit weniger als einem Monat in seinen Diensten stand und als Hilfe für Tom angeheuert worden war. Alexander hatte beabsichtigt, den Haushofmeister zu bitten, ihn zu ersetzen, aber wegen der Vorbereitungen für die Ratsversammlung keine Zeit dazu gefunden. Brice verbeugte sich, sagte aber nichts. Mit einem verdrossenen Grunzen und sich plötzlich allzu nüchtern fühlend streifte Alexander die Reithandschuhe über, die der Stallmeister ihm reichte. Als er auf den Block kletterte und sich in den Sattel schwang, rutschte sein Gewand an seiner Hose hoch. Es war bereits am Saum mit erdigem Schlamm besudelt. Er hätte sich umgekleidet, hätte er nicht befürchtet, das Wenige einzubüßen, das vom Tag noch übrig war. Während der Stallmeister den Sattelgurt mit

einem Ruck festzurrite, der Winter veranlasste, ungeduldig aufzustampfen, bestiegen die beiden Knappen die Pferde, die für sie aus dem Stall geholt worden waren. Beide waren kleiner und leichter als das mächtige Schlachtross des Königs. Adam saß auf einem frischen Pferd; sein eigenes war nach dem Ritt nach Edinburgh völlig erschöpft.

Die Stimme des Stallmeisters folgte ihnen durch den Regen.
»Gute Reise, Mylord.«

Adam ritt an der Spitze der kleinen Gruppe über den Burghof. Es war noch nicht Abend, trotzdem brannten hinter den Fenstern des Torhauses bereits Fackeln und kämpften gegen die Dunkelheit an. Die Wächter öffneten das Tor, und die drei Männer ritten den dahinter liegenden steilen Pfad hinunter. Bald ragte das Torhaus über ihnen auf dem schwarzen Felsen auf; der Fackelschein verwandelte die Fenster in bernsteinfarbene Augen. Als sie ein zweites Tor in der unteren Mauer passierten, grüßten die Wächter den König voller Überraschung.

Über die durch die Stadt führende Hauptstraße strömte Regenwasser, aber weder Menschen noch Karren waren zu sehen, sodass der König und seine Knappen ihre Geschwindigkeit beschleunigen konnten. Der Wind zerrte an ihren Umhängen und Haaren, und als sie die Stadtgrenze erreichten, waren sie durchnässt und durchgefroren. Von dort aus jagten sie über die Meilen offenen Landes auf den Firth of Forth zu und ließen Edinburgh weit hinter sich.

In Dalmenty stiegen sie vor dem Quartier des Fährmanns ab. Windböen peitschten von der Flussmündung zu ihnen herüber. Es war jetzt vollkommen dunkel. Während Adam an die Tür hämmerte, starrte der König über die sich über zwei Meilen erstreckende angeschwollene tintenschwarze Wasserfläche. Blitze zuckten über die fernen Hügel, und Donner rollte wie eine Welle auf ihn zu. Der Sturm zog Richtung Norden über Fife hinweg.

Der Fährmann öffnete mit einer Laterne in der Hand die Tür.
»Ja?«, fragte er in barschem Schottisch. »Ah, Ihr seid es wieder.«

Der Mann spähte an Adam vorbei und stutzte verwirrt, als er im Schein seiner Laterne das Gesicht des Königs erkennen konnte. »Mylord!« Er zog die Tür weiter auf. »Ich bitte um Verzeihung. Bitte tretet ein.«

»Ich will nach Kinghorn.« Alexander wechselte rasch von dem Französisch, das er den ganzen Tag über bei der Ratsversammlung gesprochen hatte, in den rauen schottisch-englischen Dialekt.

»Bei diesem Sturm?« Der Fährmann blickte mit sorgenvoller Miene über den Sandstreifen hinter seinem Haus, hinter dem seine Fähre auf den Wellen tanzte. »Ich halte das nicht für klug.«

»Der König hat dir einen Befehl erteilt«, wies ihn Adam scharf zurecht. »Es interessiert ihn nicht, wie du darüber denkst.«

Der Fährmann schlug seine Kapuze hoch und drängte sich an Adam vorbei zu dem König hinüber. »Mylord, ich flehe Euch an, wartet bis zum Morgen. Ich kann Euch und Eure Männer hier beherbergen. Es ist nicht sonderlich komfortabel, aber trocken.«

»Ihr habt meinen Diener etwas früher bereitwillig genug hinübergerudert.«

»Das war lange, bevor der Sturm mit voller Kraft losgebrochen ist. Jetzt – nun, Mylord, es ist einfach zu gefährlich.«

Alexander machte seiner Ungeduld Luft. Es schien, das alles und jeder ihn daran hindern wollten, zu seiner Frau zu gelangen. »Wenn du Angst hast, werden meine Knappen rudern. Aber was immer auch kommt, ich werde heute Abend übersetzen!«

Der Fährmann senkte resigniert den Kopf. »Jawohl, Mylord.« Er machte Anstalten, ins Haus zurückzugehen, drehte sich dann jedoch wieder um. »Gott der Herr weiß, dass ich nicht besser sterben könnte als in der Gesellschaft des Sohnes Eures Vaters.«

Alexander biss die Zähne zusammen, als der Mann im Inneren des Hauses verschwand.

Kurz darauf kehrte er mit sechs Männern zurück, alles Mönche aus Dunfermline Abbey, denen seit den lange zurückliegenden Tagen der heiligen Margaret das Recht zustand, die Fähre zu rudern. Ihre wollenen Kutten und Sandalen konnten nicht viel Schutz vor dem schneidenden Wind bieten, aber sie beklagten sich nicht, als sie den König zum Wasserrand hinuntergeleiteten. Hinter ihnen kamen Brice und Adam, der die eisernen Steigbügel an den Lederriemen befestigt hatte, damit sie während der Überfahrt nicht gegen die Leiber der Pferde schlugen.

Die Reise dauerte lange und war höchst unbequem; die Männer duckten sich unter dem endlosen Hämmern des Regens auf ihren Kapuzen, die Pferde störte das Schwanken des Schiffes. Gischt stob auf und benetzte ihre Lippen mit Salz, als die Fähre von den Wellen auf und ab geschleudert wurde. Alexander saß, in einen durchweichten Pelz gehüllt, den ihm der Fährmann gegeben hatte, zusammengekauert im Heck. Der Donner war zu einem fernen Grollen abgeebbt, aber der Wind machte keine Anstalten, endlich abzuflauen, und das wehmütige Lied, das die Mönche beim Rudern sangen, war in dem Tosen kaum zu vernehmen. Doch trotz der Befürchtungen des Fährmanns legte das Schiff sicher bei der königlichen Burg von Inverkeithing an.

»Wir nehmen den Küstenpfad«, beschied Alexander Adam, als dieser Winter von der Fähre auf den nassen Sand führte. In manchen der Häuser hinter dem Strand brannten einladende Feuer. »Dort sind wir geschützter.«

»Nicht heute Nacht, Mylord«, warnte der Fährmann, als er dem König den nassen Pelz abnahm. »An manchen Stellen spülen die Springtiden das Wasser bis zu den Klippen hoch. Euch könnte der Weg abgeschnitten werden.«

»Ich schlage vor, wir reiten über die Klippen, Sire«, rief Adam, der gerade Winters Steigbügel wieder herunterzog. »Das geht auch schneller.«

Der König stimmte zu und ritt mit seinen Knappen den Pfad hinauf, der die bewaldeten Hänge hinter Inverkeithing empor

zu dem Klippenweg führte. Im Dunkel des Baumkronenbaldachins kamen sie nur langsam voran, aber zumindest bot das Geäst etwas Schutz vor dem Regen. Doch sobald sie den Wald verließen, waren sie dem Sturm wieder hilflos ausgeliefert, der auf sie einhämmerte, während sie dem gewundenen Pfad durch die Klippen folgten. Der Untergrund war schlammig; die Hufe der Pferde sanken tief ein und zwangen sie zu einer kräftezehrenden Gangart. Adam bildete die Vorhut, wies Brice an, sich hinter ihm zu halten, und rief dem König Warnungen zu, wenn sie trügerische Stellen erreichten. Alexander war ein erfahrener Reiter, aber seinem Schlachtross, um einiges größer und wuchtiger als die Pferde der Knappen, fiel der Aufstieg durch den zähen Schlamm zunehmend schwerer, und bald hatte der König den Anschluss an seine Gefährten verloren. Er konnte die Rufe der Männer im Wind hören, sie aber in der undurchdringlichen Finsternis nicht erkennen. Mit zusammengebissenen Zähnen schalt er sich einen Narren, weil er den Rat des Großhofmeisters nicht befolgt hatte, und trieb Winter fluchend und schimpfend weiter, bis das Pferd gereizt schnaubte. Immer wieder beschwor er vor seinem geistigen Auge das Bild seiner jungen Frau in ihrem warmen Bett herauf, aber jetzt haftete dieser Vision die Verheißung naher Rettung an.

Alexander kämpfte auf dem Hang mit seinem Pferd; das Tier wehrte sich heftig gegen den starken Druck der Zügel. Die ganze Situation war Irrsinn. Er hätte auf James hören und bis zum Morgen warten sollen! Alexander schickte sich an, seine Knappen zu rufen und umzukehren. Sie konnten in Inverkeithing Zuflucht suchen, bis der Sturm abflaute. Doch als ein weiterer Blitz die Nacht erhellte, sah der König die Klippen, die sich vor ihm über dem Pfad erhoben. Hinter dieser Landzunge lag Kinghorn. Es war nicht mehr weit, vielleicht noch eine Meile. Der König beugte sich im Sattel vor, stieß Winter die Fersen in die Flanken und trieb das erschöpfte Tier weiter. Der Weg stieg noch steiler an, und Alexander vernahm im Heulen des Sturms das Kreischen von Möwen. Die Stimmen seiner Männer konnte

er nicht mehr hören. Der Pfad wurde schmaler, links von ihm ragten hohe Felsen auf, rechts gähnte ein schwarzer Abgrund. Er wusste, dass er nicht mehr als hundert Fuß zum Ufer abfiel, aber er hätte sich genauso gut bis in den tiefsten Schlund der Hölle erstrecken können. Als sein Pferd ausglitt, zog er die Zügel scharf an. Seine Hände schmerzten vor Anstrengung. »Weiter!«, donnerte er, als das Schlachtross erneut ausglitt, vor Angst wieherte und kehrtzumachen versuchte. »Weiter!«

Ein schwarzer Schatten türmte sich vor ihm auf. »Sire!«

Tiefe Erleichterung durchströmte Alexander. »Nimm meine Zügel«, brüllte er Adam über das Tosen des Sturms hinweg zu. »Ich muss absteigen. Winter kann mich nicht hier hochtragen.«

»Wartet, Mylord, ich werde mich neben Euch halten. Weiter vorn ist der Untergrund fester. Ich kann Euch führen.«

»Vorsicht, ich befinde mich hier nah am Rand«, warnte der König, der den Regen in seinen Umhang rinnen spürte; ein eisiger Strom, der ihn erschauern ließ. »Wo ist Brice?«

»Ich habe ihn vorausgeschickt.« Adam lenkte sein Pferd zwischen den König und die Felsen neben dem Pfad. Ein Blitz beleuchtete sein Gesicht, auf dem ein seltsam eindringlicher Ausdruck lag, als er eine Hand ausstreckte, nach Winters Zügeln griff und sein eigenes Pferd mit den Knien dirigierte.

»Gut, Mann.« Alexander holte tief Atem. »Jetzt steht uns nur noch ein letzter Kraftakt bevor.«

»Ein letzter Kraftakt, Mylord«, echote Adam und drängte sich gegen ihn.

Das Erste, was Alexander spürte, war ein Stoß, als sein Pferd ins Taumeln geriet. Er vermutete sofort, dass das Tier lahmt, und sein schmerzliches Schnauben bestätigte diesen Verdacht. Sein eigener Schrei verklang in einem erstickten Gurren, als er nach vorne kippte und sein Magen auf den hölzernen Sattelknauf traf. Er krallte sich Halt suchend an Winters Hals fest und verspürte in diesem Moment einen neuerlichen Schmerz, diesmal in seinem Bein, als etwas seitlich gegen ihn prallte. Ihm

blieb gerade noch Zeit, um zu begreifen, dass es Adams Pferd war und dass der Knappe die Zügel des Schlachtrosses losgelassen hatte, dann stürzten er und Winter in den Abgrund.

Adam hatte Mühe, sein in Panik geratenes Pferd zu beruhigen, während der Schrei des Königs allmählich verhallte. Nach einer Weile hatte er es so weit unter Kontrolle, dass er absteigen konnte. Er hielt die Zügel in einer Hand und bückte sich, um mit dem nassen Gras, das auf dem Pfad spross, das Blut von seinem Dolch zu wischen. Danach hob er seine kurze Hose und schob die Waffe in die um seine Wade geschnallte Lederseide zurück. Vorsichtig trat er zum Klippenrand und wartete einige Momente, dabei tupfte er sich Regentropfen von seiner Nasenspitze. Nach ein paar Minuten flammte erneut ein Blitz auf. Adams scharfe Augen konnten unten am Ufer einen großen grauen Schatten ausmachen. Er wartete weiter. Heute Nacht hätte der Mond scheinen sollen, aber der Sturm hatte ihn verdunkelt. Trotzdem würden Regen und Wind den Schrei des Königs übertönt haben, und dieser Narr Brice sollte weit genug vor ihm sein, um nichts von dem Geschehen mitzubekommen. Erneut blitzte es drei Mal. Das Pferd blieb dort liegen, wo es aufgeschlagen war, und diesmal erkannte Adam eine ganz in der Nähe liegende kleinere Gestalt. Die scharlachrote Robe des Königs leuchtete wie eine Flagge. Zufrieden schob der Knappe den Fuß in den Steigbügel und schwang sich in den Sattel. Selbst wenn der König den Sturz überlebt hatte, würde er in der Kälte sterben, bevor ihn jemand fand, denn Adam gedachte, den Suchtrupp in die falsche Richtung zu schicken. Er stieß dem Pferd die Sporen in die Flanken und setzte seinen Weg nach Kinghorn fort, wobei er schon über die Lügen nachdachte, die er der jungen Königin aufzischen würde.

Unten am Ufer drehte das sterbende Pferd den Kopf. Blut strömte aus der tiefen Schnittwunde in seinem Vorderbein, die die Sehnen durchtrennt und es aus dem Gleichgewicht gebracht hatte, aber die Wunde unterschied sich nicht mehr von den Ver-

letzungen, die von dem Sturz herrührten. Ein paar Schritte entfernt lag sein königlicher Reiter mit ausgebreiteten Armen und grotesk verrenktem Hals. Der Wind vom Forth hob eine Ecke des Umhangs des Königs an und ließ sie gegen den Sand schlagen, aber ansonsten rührte sich nichts mehr.

Die Toten würden in dieser Nacht nicht auferstehen.

2

DIE ATEMZÜGE DES JUNGEN kamen schnell und abgehackt, als das Schlachtross über den Strand donnerte, nasse Sandklumpen in die Höhe schleuderte und ihn immer weiter von den Rufen forttrug, die hinter ihm erklangen. Der Junge umklammerte mit einer Hand die Zügel, lehnte sich weit im Sattel zurück und stand fast in den Steigbügeln, während er sich bemühte, das Pferd zum Stehen zu bringen, bis seine Muskeln von der Anstrengung schmerzten. Der schneidende Wind wehte ihm das Haar in die Augen und blendete ihn, und die Lanze in seiner rechten Hand hüpfte wild auf und ab. Ohne Vorwarnung schoss das Pferd plötzlich vorwärts, sodass die Zügel schmerzhaft durch die geballte Faust des Jungen gezogen wurden. Als das Tier in wildem Galopp auf die Brandung zujagte, entglitt seinem Reiter die Lanze und fiel in den Sand, wo sie unter einem der Hufe des Pferdes zersplitterte. In der Ferne hörte er, wie sein Name gebrüllt wurde.

»Robert!«

Der Junge packte die Zügel jetzt mit beiden Händen, kämpfte gegen das Tier an und schrie vor hilfloser Wut und Furcht, als es auf das tosende Wasser zustürmte. Das im Sonnenlicht weiß schimmernde Meer kam rasend schnell näher und erfüllte seine Welt mit Dröhnen und Brausen. Plötzlich spürte er unter sich einen heftigen Ruck. Der Himmel schien sich um ihn zu dre-

hen, und eine Sekunde lang erblickte er Wolken und eine ihre Kreise ziehende Möwe. Dann wurde er kopfüber in die Wellen geschleudert.

Die Kälte traf ihn wie ein Schlag. Salzwasser drang in seine Lunge, als er in der Brandung versank. Er wurde in den Wellen umhergewirbelt; wusste vor Schreck und aufkeimender Panik nicht mehr, wo oben und wo unten war. Seine Brust zog sich zusammen, er vermochte nicht mehr zu atmen. Dann traf sein Fuß mit einem Mal auf festen Untergrund. Er richtete sich auf und kämpfte sich keuchend an die Oberfläche. Die nächste Welle traf ihn in den Rücken, aber obwohl sie ihn in die Knie zwang, gelang es ihm, den Kopf über Wasser zu halten. Den Blick fest auf das Ufer gerichtet, stapfte er mühsam an Land. Seine Tunika klebte ihm am Körper. Als er über den Sand taumelte und dabei Meerwasser aushustete, bemerkte er, dass er seine Schuhe verloren hatte. Kies und zersplitterte Muscheln schnitten ihm in die bloßen Füße, als er sich vorbeugte und Wasser aus Nase und Ohren rinnen ließ.

»Robert!«

Der Junge straffte sich, als der Ruf erklang, und beobachtete die Gestalt, die über den Strand auf ihn zukam. Sein Herz wurde schwer, als er die zerbrochene Lanze, eine kleinere Version der großen Waffen der Männer, in der Hand seines Ausbilders sah.

»Warum hast du die Zügel nicht angezogen?« Der Mann blieb vor dem durchnässten Jungen stehen und schwenkte die zersplitterte Lanze. »Ruiniert! Und alles nur, weil du selbst einfache Anordnungen nicht befolgen kannst!«

Der im Wind fröstelnde Robert hielt dem grimmigen Blick seines Ausbilders unverwandt stand. Der stämmige Bulle von einem Mann war hochrot im Gesicht und schwitzte vor Anstrengung und Wut. Zumindest dies verschaffte ihm eine boshafte Befriedigung. »Ich habe es versucht, Master Yothre«, erwiderte er gepresst und schielte zu dem Schlachtross hinüber, das inzwischen aus freien Stücken stehen geblieben war, den

Kopf hochwarf und schnaubte, als würde es ihn auslachen. Ärger stieg in Robert auf, als er sich daran erinnerte, wie er vor vier Wochen zu den Ställen geführt worden und seine Freude über diese neue Phase seiner Ausbildung schlagartig verfliegen war, nachdem er gesehen hatte, dass das einzige gesattelte Pferd im Stall seines Vaters dieses mächtige Schlachtross war. Er hatte auf einem gutmütigen Pony reiten gelernt und vor kurzem ein lebhaftes junges Pferd bezwungen, aber das schwarze Ungeheuer ließ sich mit keinem von beiden vergleichen. Es war, als würde man versuchen, den Teufel selbst zu reiten. Roberts Blick wanderte wieder zu Yothre. »Mein Vater hat über dreißig Pferde in seinen Ställen stehen. Warum habt Ihr ausgerechnet Ironfoot ausgewählt? Noch nicht einmal die Stallburschen wagen sich in seine Nähe. Er ist zu wild und zu stark.«

»Das Problem ist nicht deine mangelnde Kraft«, grunzte Yothre. »Sondern dein mangelndes Geschick. Das Pferd wird dir gehorchen, wenn du meine Anweisungen befolgst. Außerdem«, fügte er etwas weniger beißend hinzu, »habe nicht ich ihn für dich ausgesucht, sondern dein Vater.«

Robert verstummte. Das Sonnenlicht schimmerte auf seinen nassen Wangen, als er auf das Meer hinausblickte. Sein blasses Gesicht unter dem dunklen Haarschopf wirkte angespannt. Hinter den krachenden Brechern glänzte das Wasser tiefgrün. Noch weiter hinten, bei dem Ailsa Craig, dem Feenfelsen, verdunkelte es sich zu schiefergrau, und in Richtung der fernen Insel Arran wurde es tintenschwarz. Hier an der Küste von Carrick war es ein heller, windiger Frühlingstag, aber hinter den Hügeln von Arran hatte sich im Laufe des Morgens eine Wolkenbank aufgebaut; ein Überbleibsel der heftigen Stürme, die Schottland seit Jahresbeginn plagten. Roberts Blick blieb an dem Fleck am südlichen Horizont hängen, der die Nordspitze von Irland bildete. Beim Anblick der schwachen, so oft von Nebel oder Dunst verschleierte Linie durchzuckte ihn ein Gefühl des Verlusts.

Sein Bruder befand sich noch immer irgendwo dort, in der

Obhut eines irischen Lords, eines Vasallen ihres Vaters, der sie beide als Ziehöhne aufgenommen hatte. Zweifellos hatte Edward sein Tagesprogramm bereits absolviert. Vielleicht ließ er zusammen mit seinen Ziehbrüdern die kleinen Holzschiffchen schwimmen, die sie unten am Fluss vor dem Herrenhaus von Antrim geschnitzt hatten. Am Abend würden sie Lachs essen und in der Halle des Lords am Feuer süßes Bier trinken und seinen Geschichten von irischen Helden, großen Schlachten und Schatzsuchen lauschen. Die zwölf Monate, die Robert in Antrim verbracht hatte, waren die schönsten seines Lebens gewesen. Sein Ziehvater hatte ihm alles beigebracht, was er als ältester Sohn einer der mächtigsten Familien Schottlands wissen musste. Robert war davon ausgegangen, dass er heimkehren würde, um den ihm angestammten Platz an der Seite seines Vaters einzunehmen – kein Junge mehr, sondern ein junger Mann auf dem Weg zu Ritterwürden. Die Realität hatte ihm eine herbe Enttäuschung beschert.

»Los, wir fangen noch einmal von vorne an.« Yothre bedeutete Robert, ihm zu folgen, als er über den Strand hinweg auf Ironfoot zustapfte. »Und wenn du tust, was ich sage, können wir einen weiteren Zwischenfall dieser Art ...« Ein heller Schrei schnitt seine Worte ab.

Ein kleiner Junge kam quer durch die Dünen auf sie zugerannt. Hinter ihm thronte die Burg Turnberry auf ihrem Felsvorsprung über dem tosenden Meer. Die Zinnen der Brustwehr wurden von Kormoranen und Möwen umkreist.

Robert lächelte, als der Junge noch schneller zu laufen begann. Seine kurzen Beine wirbelten Sandwolken auf. »Niall!«

Sein jüngster Bruder machte atemlos Halt, ohne auf den erneut vor Wut rot angelaufenen Yothre zu achten.

»Männer sind gekommen ...«, Niall schnappte nach Luft, »... und Großvater!«

Ein breites, überraschtes Grinsen trat auf Roberts Gesicht. Er schloss sich Niall an; seine nasse Tunika schlug um seine Beine.

»Master Robert!«, bellte Yothre hinter ihm her. »Dein Unterricht ist noch nicht beendet.« Als die Jungen sich umdrehten, deutete der Mann mit der zerbrochenen Lanze auf Ironfoot. »Du wirst ihn noch einmal reiten, bevor wir Schluss machen.«

»Ich reite ihn morgen.«

»Dein Vater wird von deinem Ungehorsam erfahren.«

Roberts sturmblaue Augen verengten sich. »Dann erzählt es ihm doch«, fauchte er, ehe er seinem Bruder nachsetzte.

Hinter den Dünen passierten die beiden Jungen die kleine Ansammlung von Häusern, Fischerbooten und Bauernhöfen, die das Dorf Turnberry bildeten, und rannten zu dem Sandpfad, der zu der Burg führte. Hier beschleunigte Robert sein Tempo. Seine langen Beine trommelten über den Boden, als er Niall weit hinter sich ließ. Die Erde unter seinen Füßen war mit frischen Spuren zahlreicher Pferde übersät. Seine Lunge brannte, die körperliche Anstrengung vertrieb die Eiseskälte aus seinen Gliedern und ließ ihn Yothres Drohung vergessen.

Als er sich den weit geöffneten Toren näherte, rief ihm einer der Wächter etwas zu.

»Master Robert!« Der Mann grinste. »Was hat dieser Teufel heute mit Euch angestellt?«

Ohne auf ihn zu achten, betrat Robert den Burghof, der von Männern und Pferden wimmelte. Inmitten der sich langsam bewegenden Tiere erblickte Robert seine Familie, die sich vollzählig versammelt hatte, um die unerwarteten Neuankömmlinge zu begrüßen. Ungeduldig musterte er seine beiden Brüder, seine Mutter und seine drei Schwestern, von denen eine in den Armen ihrer Amme greinte. Sein Blick ruhte einen Moment lang auf seinem Vater, dem Earl of Carrick, der einen karminroten Umhang mit Goldbesatz trug, dann schweifte er über die Besucher. Verwundert erkannte er in einem von ihnen James Stewart. Der Großhofmeister von Schottland, einer der höchsten Beamten des Reiches, dessen Familie dieses Amt seit Generationen innehatte, stand bei einem mächtigen Earl aus dem Osten. Es hatten sich noch weitere einflussreiche Männer eingefunden,

aber Robert nahm sie kaum zur Kenntnis. Seine Aufmerksamkeit galt dem löwenhaften Mann mit der silbernen Haarmähne und dem harten, verwitterten Gesicht in der Mitte. Robert Bruce, Lord of Annandale. Der Mann, dessen Namen sowohl er als auch sein Vater trugen.

Als er Niall hinter sich herankeuchen hörte, trat Robert auf seinen Großvater zu, der einen staubigen Überwurf und einen Mantel mit dem Wappen von Annandale trug. Das Lächeln gefror ihm auf den Lippen, als er die ernste Miene des alten Mannes bemerkte. Derselbe Ausdruck spiegelte sich auch auf den Gesichtern der anderen Männer wider. Seine Mutter wirkte erschrocken, sein Vater schüttelte den Kopf. Dann vernahm Robert die Worte. Sie klangen unfassbar, aber das Gebaren der Erwachsenen bestätigte sie. Ohne nachzudenken, wiederholte er sie laut in Form einer Frage: »Der König ist tot?«

Alle drehten sich zu ihm um. Er stand tropfnass, mit Seetang im Haar und Sand auf der Wange da, registrierte den besorgten Blick seiner Mutter und die Missbilligung seines Vaters, bevor die Stimme seines Großvaters die Stille durchschneit.

»Komm her und lass dich ansehen, mein Junge.«

Und die dunklen Augen, scharf wie die eines Falken, richteten sich auf ihn.

3

DIE UNVORHERGESEHENE ANKUNFT der mächtigen Lords besicherte den Burgdienern bis spät in den Tag hinein zusätzliche Arbeit. In den leeren Kammern mussten Feuer entzündet, die Betten mit frischem Leinen bezogen und in den Ställen Platz für die Pferde geschaffen werden. Am hektischsten ging es in der Küche zu, wo die Köche vor der schwierigen Aufgabe standen, eine Mahlzeit für den ohnehin schon beachtlichen Haushalt der

Familie in ein Festmahl für sieben Edelleute und ihr Gefolge zu verwandeln. Am späten Nachmittag stieg die Zahl noch einmal an, als weitere sechs Männer durch die Tore der Burg geritten kamen. Für Robert, der am Fenster des Raumes stand, den er mit seinen Brüdern teilte, haftete dem Tag etwas Unheilvolles an, das über die Nachricht vom Tod des Königs hinausging. Er fragte sich, was das zu bedeuten hatte und was nun geschehen würde, als die Wächter unten im Hof das Tor hinter den sechs Reitern schlossen. Irgendwo in der Burg läutete eine Glocke. Das letzte Licht erstarb im Westen, wo Blitze stumm über die Hügel von Arran tanzten.

Als die Männer die Halle der Burg betraten, huschten Diener zwischen ihnen umher und gossen rubinroten Wein in Zinnkelche. Draußen war das dumpfe Dröhnen des Meeres allgegenwärtig; der salzige Geruch vermischte sich mit dem des Essens und des Holzrauchs. Drei zusätzliche Tische und Bänke waren aufgestellt worden, damit alle Platz fanden. Die Halle war überfüllt, die Luft stickig von der Hitze, die das in dem riesigen Kamin prasselnde Feuer verströmte. An der Wand hinter der Haupttafel hing das Banner des Earls mit dem Wappen von Carrick: einem roten Sparren auf weißem Grund. An einer anderen prangte ein Wandbehang, der in leuchtenden Farben den Augenblick festhielt, in dem Malcolm Canmore seinen verhassten Rivalen Macbeth im Kampf tötete, den Thron bestieg und die illustre Dynastie gründete, von der die Familie Bruce entfernt abstammte. Robert hatte immer gefunden, dass die Gestalt des siegreichen Königs eine bemerkenswerte Ähnlichkeit mit seinem Vater aufwies.

Ungeduldig scharrte er vor der Tür der Halle mit den Füßen, als die Gäste hindurchströmten, die Edelleute ihre Plätze einnahmen und ihre Ritter und Gefolgsleute die Bänke rings um die anderen Tische besetzten. Bei Robert standen seine jüngeren Brüder Alexander, Thomas und Niall sowie seine ältere Schwester Isabel. Als der letzte der Männer, ein junger Bursche mit verblüffend blauen Augen, mit denen er den wartenden Kindern

zuzwinkerte, die Halle betreten hatte, folgte Robert ihm – entschlossen, sich einen Platz in der Nähe seines Großvaters zu sichern, doch die Stimme seiner Mutter hielt ihn zurück.

»Du wirst heute Abend in deiner Kammer essen.«

Wie vor den Kopf geschlagen drehte Robert sich um. Die hochgewachsene Gestalt seiner Mutter, der Gräfin von Carrick, durch die sein Vater nach der Hochzeit zum Earl der wilden Grafschaft geworden war, löste sich aus dem Schatten des Ganges. Ihr üppiges schwarzes Haar war auf dem Kopf zu einer komplizierten Krone aus Zöpfen aufgetürmt, die von Silberdraht gehalten wurde. Ihr weißes Leinengewand spannte sich über ihren von der zehnten Schwangerschaft gewölbten Bauch.

Sie fixierte Robert, als sie mit einem kleinen Mädchen an der Hand auf ihn zutrat. »Hast du mich verstanden?«

»Mutter ...«, begann Isabel.

»Sag deinem Vater und deinem Großvater gute Nacht, und dann ab nach oben.« Das sagte sie auf Gälisch, was bedeutete, dass Widerspruch zwecklos war, das wussten die Kinder. Sie sprach nur Gälisch, wenn sie zornig war oder den Dienstboten Befehle erteilte. »Geht jetzt«, fuhr sie auf Französisch fort, der bevorzugten Sprache ihres Mannes.

Robert betrat die von leisem Gemurmel erfüllte Halle und ging auf seinen am Kopfende der Tafel sitzenden Vater zu. Er versuchte seinen Blick aufzufangen, forschte nach Zeichen des Ärgers, der ihn erwartete, wenn sein Vater erfahren hatte, dass er sein tägliches Training nicht bis zum Ende absolviert hatte. Der Earl war in ein Gespräch mit einem in schwarze Pelze gehüllten Bären von einem Mann verstrickt. Robert erkannte in ihm einen der verspäteten Neuankömmlinge. »Gute Nacht, Vater«, murmelte er.

Der Earl sah ihn an, unterbrach sein Gespräch aber nicht. Robert überlegte erleichtert, ob die ungewöhnlichen Ereignisse des Tages Yothre wohl daran gehindert hatten, seinem Vater von seinem Vergehen zu berichten, und huschte rasch zu seinem Großvater, der am anderen Ende des Tisches saß. Der Lord

of Annandale hatte seine kleine Schwester Christina auf den Schoß genommen, die mit ihrer Mutter in die Halle gewatschelt war.

»Was habt Ihr ihr zu essen gegeben, Lady Marjorie?«, fragte der alte Bruce, als er das Kind mit einem Grunzen absetzte.

Die Gräfin lächelte den alten Mann wohlwollend an. »Kommt jetzt endlich«, schalt sie dann und scheuchte ihre herumtrödelnden Kinder zur Tür, wo ihre Kinderfrau wartete, um sie nach oben zu bringen.

Während Robert noch hoffnungsvoll abwartete, erklang die barsche Stimme seines Vaters.

»Du hast gehört, was deine Mutter gesagt hat. Hinaus!«

Der Lord of Annandale blickte zu Robert hinüber und konzentrierte sich dann auf den Earl. »Sohn, nach dir ist der Junge der Herr dieses Hauses. Deshalb finde ich, er sollte bleiben.« Er nickte Marjorie zu. »Mit Eurer Erlaubnis, Mylady.«

Ehe Marjorie antworten konnte ergriff Roberts Vater erneut das Wort. »Herr des Hauses?« Sein Ton klang schneidend. »Elf Jahre alt und unfähig, sich mit einer Lanze im Sattel zu halten! Ich frage mich, warum ich ihn überhaupt nach Antrim geschickt habe, wenn das der Lohn für meine Bemühungen ist.«

Robert spürte, wie ihm das Blut in die Wangen stieg. Er war davon überzeugt, dass alle Männer in der Halle sich an seiner Demütigung weideten.

In Wahrheit schenkte ihm niemand Beachtung, die allgemeine Aufmerksamkeit galt den beiden Männern zu beiden Enden der Haupttafel, die mit den Augen – ein Paar schwarz und voller Arroganz, das andere eisblau und verächtlich zusammengekniffen – ein stummes Duell ausfochten.

»Ich habe nichts dagegen, dass Robert bleibt.« Die Gräfin trat zu ihrem Mann und legte ihm beruhigend die Hände auf die Schultern.

Der Earl knurrte etwas, als sich seine Frau auf dem für sie bereitgestellten gepolsterten Stuhl niederließ, aber Robert achtete nicht darauf. Er biss sich auf die Lippe, um sich ein Grinsen zu

verkneifen, als sein Großvater auf die Bank direkt neben sich deutete. Die drei Männer, die darauf saßen – einer davon der Großhofmeister persönlich –, rückten zur Seite, um ihm Platz zu machen. Robert fing einen eifersüchtigen Blick seines Bruders Alexander auf, der den Sieg noch süßer schmecken ließ, dann wurden die restlichen Kinder aus dem Raum geführt. Als Robert sich umsah, bemerkte er, dass er neben dem blauäugigen jungen Mann saß, der ihm zugezwinkert hatte. Er neigte den Kopf und deutete eine Verbeugung an, da er nicht recht wusste, ob der Mann schlichte Höflichkeit oder tiefen Respekt verdiente. Der junge Mann lächelte verschmitzt.

»Lord Stewart«, begann Roberts Großvater mit gebieterischer Stimme, die die Männer ringsum zum Schweigen brachte. »Würdet Ihr diese Beratung eröffnen, indem Ihr meinem Sohn und dem Lord of Islay die Nachrichten vom Königshof mitteilt, die wir inzwischen kennen.« Er nickte dem bärenhaften Mann in den Pelzen zu, der mit dem Earl gesprochen hatte. »Meine Botschaft hat dich von den düsteren Neuigkeiten in Kenntnis gesetzt, Angus, die der Grund für unsere heutige Versammlung sind, aber es gibt noch andere Einzelheiten, die ich in einem Brief nicht enthüllen durfte und ...«

»Ich glaube, Vater«, unterbrach ihn der Earl schroff, »dass einige Vorstellungen angebracht sind, bevor wir beginnen. Unsere Kameraden hier mögen einander namentlich kennen, aber nicht unbedingt vom Sehen.« Ohne eine Antwort abzuwarten, erhob er sich. Sein karminrotes Gewand bauschte sich um ihn, als er mit einer Hand auf den breitschultrigen Mann mit schwarzem, öligem Haar deutete, der mit an der Haupttafel saß. »Sir Patrick, Earl of Dunbar.«

Robert wandte den Blick von den versteinerten Zügen seines Großvaters ab, als sein Vater weitersprach.

»Sir Walter Stewart, Earl of Menteith, und seine Söhne Alexander und John.« Der Earl zeigte auf drei Männer mit rotem Haar und rötlicher, sommersprossiger Haut. Dann wandte er sich an den alternden Lord of Islay zu seiner Rechten – dem Mann

in den Pelzen. »Sir Angus Mór MacDonald.« Er nickte einem stämmigen Mann mit offenem Gesicht und dem blauäugigen Jugendlichen neben Robert zu. »Seine Söhne Alexander und Angus Og.« Zuletzt deutete der Earl auf den Großhofmeister. »Und selbstredend Sir James Stewart und sein Bruder John.« Er nahm neben seiner Frau Platz und breitete die Arme aus. »Es ist Lady Marjorie und mir eine Ehre, Euch trotz der widrigen Umstände in unserer Halle willkommen zu heißen.« Er neigte den Kopf in James' Richtung, als die Diener Schüsseln mit dampfendem, mit Thymian gewürztem Wildbret auftrugen. »So beginnt, Lord Stewart. Ich bin begierig darauf, Eure Neuigkeiten zu hören.«

Robert starrte in die Runde und versah die Gesichter vor ihm mit Namen und Geschichten. Er wusste, dass er sich in der Gesellschaft einiger der mächtigsten Männer des Königreichs befand, was ihn derart faszinierte, dass er den Umstand ausblendete, dass sein Vater ihn bei den Vorstellungen übergegangen hatte.

Der Großhofmeister erhob sich. »Ihr alle wisst, dass unser edler Herrscher Alexander letzten Monat während eines Rittes zu seiner Königin nach Kinghorn ums Leben kam. Er wurde in einem Sturm von seiner Eskorte getrennt. Wie es aussieht, stolperte sein Pferd und stürzte über die Klippe. Dabei brach er sich das Genick.«

Nur das Kratzen der Schöpfkellen untermalte die ersten Worte des Hofmeisters – die Diener legten den Männern an der Haupttafel zuerst vor. Der würzige Fleischduft stieg Robert in die Nase, als ein Diener den dicken Eintopf auf seine Platte schöpfte. Die Brotscheibe war in der Mitte ausgehöhlt, um den spärlichen Saft aufzufangen. Als er zu seinem Vater schielte, registrierte er, dass dieser sich vorgebeugt hatte und aufmerksam lauschte. Er tastete nach einem Löffel, musste aber feststellen, dass man ihm keinen gegeben hatte. Der Diener war inzwischen weitergegangen, und Robert wagte nicht, nach ihm zu rufen. Er hatte seit dem Morgen nichts mehr gegessen, und sein Magen schmerzte vor Hunger.

»Sein Leichnam war kaum gefunden, da versuchten die Comyns auch schon, die Macht an sich zu reißen.« Ein zorniger Unterton schwang in Sir James' beherrschter Stimme mit. »Zum Glück befand sich eine größere Anzahl der Beamten des Königs wegen einer Versammlung in Edinburgh, und es gelang uns, ihrem Ehrgeiz Einhalt zu gebieten.« Er nickte dem Earl of Dunbar zu. »Sir Patrick und ich haben mit der Unterstützung des Bischofs von Glasgow die Wahl eines Rates von Hütern durchgesetzt. Diese werden regieren, bis ein neuer Herrscher auf dem Thron sitzt.«

»Wer sind diese Männer?« Die grollende Stimme des Lords of Islay erfüllte die Halle. Sein Französisch klang abgehackt, denn seine Muttersprache war Gälisch.

»Ich«, erwiderte James Stewart. »Außerdem die Bischöfe von Glasgow und St. Andrews, der Earl of Fife und die Oberhäupter der Roten und Schwarzen Comyns.«

»Ein ausgewogenes Machtgleichgewicht«, murmelte der Earl of Carrick säuerlich und tauchte seinen Löffel in seinen Eintopf. »Zu schade, dass Ihr die Waagschale nicht stärker zu Eurem Vorteil ausrichten konntet, Lord Stewart.«

»Die Comyns bekleiden einige der mächtigsten Ämter des Reiches. Wir konnten sie nicht ausschließen.«

Robert betrachtete seine Mahlzeit und überlegte gerade, ob er mit den Fingern essen sollte, als von rechts ein Löffel in sein Blickfeld glitt. Angus Og MacDonald zog ein Messer aus der Scheide an seinem Gürtel, schnitt sich ein Stück Brot ab und schob es in den Mund. Seine blauen Augen glitzerten im Fackelschein. Robert nickte dem Sohn des Lords of Islay dankend zu, dann machte er sich über den Eintopf her.

»Wir alle wissen um die Bemühungen der Comyns, die Macht hinter dem Thron zu stellen«, fuhr James fort. »Das war schon immer so, und manchmal war sogar Gewalt im Spiel, woran sich einige von uns wohl noch gut erinnern.« Sein Blick wanderte zu dem Lord of Annandale, der nickte, sich aber nicht dazu äußerte. »Aber es gibt noch etwas Beunruhigenderes als

ihr Streben nach Macht.« Er wandte sich an den Rest der Männer. »Bei Hof habe ich gelernt, dass es sich auszahlt, die im Auge zu behalten, die dem König am nächsten stehen. Meine Männer beobachten die Vorgänge am Königshof schon seit geraumer Zeit. Nicht lange nach dem Tod des Königs hat einer meiner Spione gehört, wie Sir John Comyn einen seiner Ritter anwies, eine Botschaft nach Galloway zu bringen. Comyn sprach von Alexanders Tod und davon, dass der König einen Gefangenen freilassen wollte, für den er sich bei der Ratsversammlung eingesetzt hat. Aber etwas hat meinen Spion misstrauisch gestimmt. Comyn sagte: ›Teilt meinem Schwager mit, dass ich ihn bald treffen werde, denn die Zeit naht, wo der weiße Löwe erröten wird.«

Einige der Männer ergriffen gleichzeitig das Wort.

Der Earl of Carrick startete den Großhofmeister mit zusammengezogenen Brauen an. »Balliol?«, versetzte er scharf.

»Wir glauben«, sagte James und nickte bestätigend, »dass der Rote Comyn beabsichtigt, den Lord of Galloway auf den Thron zu bringen.«

Roberts Löffel blieb kurz vor dem Mund in der Luft schweben. Er musterte die grimmigen Gesichter der Männer, aber keines verriet, wie diese erstaunliche Schlussfolgerung zustande gekommen war. Als die Männer erneut zu sprechen begannen, legte Robert seinen Löffel nieder. Auf einmal begriff er. Der Löwe auf dem Banner von Galloway war weiß, der auf dem königlichen Banner Schottlands rot. Wenn der weiße Löwe errötet ...

Die tiefe Stimme des Lords of Islay übertönte die anderen. »Das ist eine schwere Anschuldigung, die Ihr gegen Männer erhebt, die den Treueeid geleistet haben.« Angus Mór MacDonald beugte sich vor, seine Pelze raschelten. »Erst vor zwei Jahren haben die Edelleute Schottlands geschworen, Alexanders Enkelin als seine Erbin anzuerkennen. Margaret hat jetzt das Anrecht auf den Thron. Alle von uns haben diesen Eid geleistet. Ich hege keine Liebe für die Männer der Comyns, aber sie

und John Balliol of Galloway zu beschuldigen, den Schwur zu brechen ...?«

»Wer von uns hat denn damit gerechnet, ihn erfüllen zu müssen – vor allem seit der Hochzeit des Königs mit Yolande?«, konterte Patrick of Dunbar und fuhr sich mit einer Hand durch das ölige Haar. »Die Ernennung der Enkelin des Königs in Norwegen zu seiner Erbin war eine vernünftige Sicherheitsvorkehrung, aber nichts, mit dem sich einer von uns konfrontiert sehen wollte. Der Treueeid, den wir an jenem Tag geschworen haben, lastet schwer auf unseren Schultern. Wie viele werden sich jetzt zurücklehnen und sich damit zufriedengeben, aus der Ferne von einer Kinderkönigin an einem fremden Hof beherrscht zu werden?« Er nickte dem Großhofmeister zu. »Ich bezweifle nicht, dass Balliol, angespornt von dem Ehrgeiz der Comyns, nach dem Thron strebt.«

»Wir müssen rasch handeln«, meinte der Earl of Carrick. »Wir können nicht zulassen, dass die Comyns ihren Verwandten auf den Krönungsstein setzen.« Er hieb mit der Faust auf den Tisch. Platten und Kelche klirrten. »Sie dürfen sich nicht aneignen, was uns rechtmäßig zusteht!« Er brach ab und schielte zu dem Lord of Annandale hinüber. »Was rechtmäßig dir zusteht, Vater«, berichtigte er sich. »Wenn irgendein Mann in Schottland den Thron besteigen soll, dann du. Dein Anspruch ist stärker als der Balliols.«

»Nicht nach dem Erstgeburtsrecht«, wandte der Earl of Men-teith ruhig ein, ohne den Blick von dem Lord of Annandale zu wenden, der bislang geschwiegen hatte. »Nach diesem Gesetz siegt Balliol.«

»Mein Vater kann nicht nur aufgrund seiner Blutslinie Anspruch auf den Thron erheben. Er wurde vom Vater des Königs zu seinem Nachfolger ernannt.«

Als die Männer alle gleichzeitig zu sprechen begannen, starrte Robert seinen Großvater an. Der alte Lord hatte ihm einmal vor vielen Jahren diese Geschichte erzählt. Robert erinnerte sich gut an den Ausdruck von Stolz im Gesicht seines Großvaters, als

dieser ihm in allen Einzelheiten den Tag beschrieben hatte, an dem König Alexander II. ihn zu seinem Erben bestimmt hatte. Sie waren auf der Jagd gewesen, und der König war von seinem Pferd gestürzt. Er hatte sich nicht schwer verletzt, aber der Unfall hatte eindeutig Besorgnis bei ihm ausgelöst, denn er ließ alle seine Begleiter auf dem staubigen Waldweg auf die Knie sinken. Dort bat er sie, Sir Robert Bruce, in dessen Adern königliches Blut floss, als seinen Erben anzuerkennen, falls er ohne Nachkommen sterben sollte. Sein Großvater war zu dieser Zeit achtzehn gewesen. Zwei Jahre später war dem König ein Sohn geboren worden, der die Erbfolge sicherte, aber das Versprechen hatte sich unauslöschlich in das Gedächtnis des Bruce eingebrannt. Damals hatte Robert das Ganze für eine unglaubliche Geschichte gehalten; wahr, aber einer fernen Vergangenheit angehörig wie die Geschichten von dem irischen Helden Fionn mac Cumhaill, die sein Ziehvater ihm in Antrim erzählt hatte. Jetzt, wo er zusammen mit all diesen mächtigen Männern in der Halle seines Vaters saß, gewann sie eine Realität, die ihn erschauern ließ.

Sein Großvater könnte König werden.

Als das Gespräch der Männer immer lauter wurde und in einen Streit auszuarten drohte, erhob sich der Lord of Annandale. Das Feuer tauchte sein verwittertes Gesicht in einen rötlichen Schein. »Genug.« Seine Stimme brachte die Menge augenblicklich zum Schweigen. »Ich habe Alexander nicht nur geliebt, wie ein Untertan seinen König liebt, sondern wie ein Vater seinen Sohn.«

Robert sah, wie seinem eigenen Vater bei diesen Worten das Blut in die Wangen stieg.

»Ich habe ihm versprochen, ihm bis zu meinem letzten Atemzug zu dienen«, fuhr der Lord fort, wobei er jeden Mann in der Runde mit einem harten Blick fixierte. »Und das bedeutet, den Schwur zu halten, den ich, den wir alle geleistet haben – seine Enkelin als unsere Königin anzuerkennen. Wir müssen verhindern, dass John Balliol den Thron besteigt. Wir müssen diesen Thron schützen, aber für sie. Ein Mann, der seinen Eid bricht,

ist seinen Atem nicht wert«, schloss er schroff, bevor er wieder Platz nahm.

»Dem stimme ich zu«, sagte James Stewart in die darauf folgende Stille hinein. »Aber wie sollen wir den Thron schützen? Wenn die Comyns Balliol zum König machen wollen, werden sie sämtliche Proteste einfach übergehen. Ich fürchte, sie verfügen über genug Macht im Reich, um ihren Willen durchzusetzen, ob die Hüter nun damit einverstanden sind oder nicht.«

»Ratsversammlungen und Hüter sind keine Lösung«, erwiderte der Lord of Annandale. »Ich habe auf der Reise hierher lange darüber nachgedacht. Es gibt nur eine Sprache, die die Comyns verstehen, und das ist Gewalt.« Er blickte die anderen an. »Wir müssen einen stählernen Ring um Galloway legen. Mit einer Reihe von Angriffen werden wir die Bollwerke einnehmen, die der Justiziar John Comyn und die Balliols halten. Mit einem Streich können wir die Comyns in Galloway entmachten und Balliol als einen Schwächling hinstellen, der noch nicht einmal in der Lage ist, seine eigenen Grenzen zu sichern, geschweige denn, über ein Königreich zu herrschen.«

Robert wusste, wie sehr sein Großvater die Comyns hasste, die weitläufige Gebiete Schottlands kontrollierten und seit Generationen Einfluss in königlichen Kreisen ausübten. Als der erste Comyn mit William dem Eroberer den Ärmelkanal überquert hatte, hatten sie dies nicht wie Roberts Vorfahren als Edelleute mit großen Landsitzen in der Normandie getan, sondern als einfache Sekretäre. In dieser Rolle waren sie in England unter den Königen, die nach der normannischen Eroberung den Thron bestiegen, zu Macht und Wohlstand gelangt. Durch Gönnerschaft und Gerissenheit erreichte ihr Vermögen ein solches Ausmaß, dass ein Comyn und kein Bruce der erste normannische Earl in Schottland wurde und sogar durch Heirat einen geringen Anspruch auf den Thron erlangte. Für die Söhne von Sekretären war im Adel kein Platz, hatte Roberts Großvater stets betont. Demnach schien der Hass des alten Mannes über bloße Abneigung hinauszugehen. Robert hatte dies nie ganz verstan-

den und war bis heute auch nicht auf den Gedanken gekommen, nachzufragen.

»Wir sollten uns mit Richard de Burgh in Verbindung setzen«, meinte Roberts Vater. »Der Earl of Ulster wird uns gern Waffen und Soldaten zur Verfügung stellen. Die Männer von Galloway und ihre Angriffe auf Irland sind ihm schon lange ein Dorn im Auge. Und wir sollten König Edward informieren. Als Alexanders Schwager wird er in die Frage der Nachfolge mit einbezogen werden wollen, sobald er von seinem Tod erfährt.«

»Der König von England war der Erste außerhalb der Grenzen Schottlands, der benachrichtigt wurde«, entgegnete der Großhofmeister. »Der Bischof von St. Andrews hat Edward noch am selben Tag, an dem Alexanders Leichnam gefunden wurde, eine Botschaft nach Frankreich geschickt.«

»Ein Grund mehr, persönlich Kontakt mit ihm aufzunehmen.« Der Earl fixierte seinen Vater. »Wenn Margaret hierher gebracht wird, um zu herrschen, wird sie einen Regenten brauchen, der sie vertritt, bis sie volljährig ist, und ein möglicher Erbe muss ausgewählt werden. Indem wir die Festung der Comyns erobern, beweisen wir, dass wir würdig sind, dieses Amt zu bekleiden, und wir beweisen Stärke. Und Stärke«, fügte er mit fester Stimme hinzu, »ist etwas, was König Edward zu schätzen weiß.«

»Wir werden ein Bittgesuch an Richard de Burgh richten, wenn es sich als nötig erweisen sollte«, stimmte der Lord of Annandale zu. »Aber es besteht kein Grund, den König in unsere Angelegenheiten mit einzubeziehen.«

»Da bin ich anderer Meinung«, widersprach der Earl. »Mit Edwards Unterstützung befinden wir uns in der besten Position, um uns als Kopf der neuen Regierung zu etablieren.«

»König Edward ist ein guter Freund und Verbündeter, und unsere Familie verdankt ihm einen großen Teil ihres Vermögens, aber er wird immer erst im Interesse seines eigenen Reiches und keines anderen handeln.« Der Ton des alten Mannes war unachgiebig.

Der Earl starrte seinen Vater noch einen Moment lang an, dann nickte er. »Ich werde die Männer von Carrick zusammenziehen.«

»Ich kann gleichfalls ein paar Männer erübrigen«, meinte der Lord of Islay.

»Wir können Euch nicht alle öffentlich unterstützen«, warf James Stewart ein. »Nicht mit Waffen. Dieses Königreich wurde im Lauf der Jahre schon oft genug gespalten. Ich kann nicht zulassen, dass sich aus einer Blutfehde ein Bürgerkrieg entwickelt.« Er hielt inne. »Aber ich stimme Euch zu. Der Thron muss an Margaret gehen.«

Der Lord of Annandale lehnte sich zurück und griff nach seinem Kelch. »Dann möge Gott uns die nötige Kraft schenken.«

4

ROBERT SANK NACH ATEM RINGEND ins Gras. Schweiß rann ihm über die Wangen, und das Blut pochte in seinem Kopf. Als keine schwarzen Punkte mehr vor seinen Augen tanzten, ließ er sich auf den Rücken fallen. Er hörte atemlose Stimmen und gedämpfte Schritte näher kommen. Robert stützte sich auf die Ellbogen, blinzelte in das Sonnenlicht und beobachtete, wie seine Brüder den Hang heraufkeuchten.

Thomas kam zuerst, mit gesenktem Kopf richtete er sein Augenmerk auf den Anstieg. Niall folgte ihm, versuchte verzweifelt, Thomas zu überholen, obwohl er zwei Jahre jünger war. Alexander lag weit zurück, er lief absichtlich langsam. Thomas gewann, ließ sich neben Robert in das warme Gras fallen und sog den Atem zwischen den Zähnen hindurch ein. Seine Tunika war schweißgetränkt.

Kurz darauf gesellte sich Niall zu ihnen. »Wieso bist du so schnell?«

Robert grinste seinen jüngsten Bruder an, legte sich zurück und genoss es, dass der Schmerz in seinen Muskeln abebbte.

Es dauerte einige Minuten, bis Alexander sie erreichte. Sein Schatten fiel über Robert. »Wenn wir den Pfad nach Hause genommen hätten, wären wir schneller gewesen.« Er bemühte sich sichtlich, ruhig zu atmen.

»Diesen Weg hier sind wir seit Jahren nicht mehr gegangen. Außerdem ...«, Roberts Grinsen wurde breiter, »... wollte ich sehen, ob ich es noch kann.«

»Du schlägst uns immer, du bist ja der Älteste.« Thomas richtete sich auf. Sein schweißfeuchtes Haar klebte ihm an der Stirn. Es war lockig und blond wie das seiner kleinen Schwester Christina. Die restlichen Kinder waren dunkel wie ihre Mutter, mit Ausnahme ihrer hellhaarigen Halbschwester Margaret, die geheiratet hatte und fortgezogen war.

»Alexander ist älter als du und Niall, und ihr besiegt ihn beide«, erwiderte Robert.

»Ich habe mir gar keine Mühe gegeben«, entgegnete Alexander scharf. »Und jetzt, wo du gewonnen hast, können wir ja zurückgehen.«

Robert setzte sich seufzend auf. Nach Wochen ohne Üben und Ausbildung war er ruhelos geworden. Alle in der Burg hatten sich auf den Angriff vorbereitet. Die Erwachsenen waren angespannt und besorgt; jeden Tag trafen aus den Städten und von den Landsitzen Carricks mehr Ritter ein, alles Vasallen seines Vaters. Robert kannte die meisten von ihnen, weil alle einmal dem Earl ihre Reverenz erwiesen hatten, vor ihm niedergekniet waren, ihre Hände in die seinen gelegt und ihm bedingungslose Loyalität geschworen hatten. So wie ihr Vater sein Land im Namen des Königs hielt, wofür von ihm erwartet wurde, dass er in den Krieg zog, Abgaben entrichtete und Pflichten wie der Bewachung von Burgen nachkam, hatten die Männer von Carrick im Gegenzug für ihr Land für den Earl zu kämpfen. Sie brachten ihre eigenen Knappen und Fußsoldaten mit; jeder Mann war bewaffnet und für den Angriff auf Galloway bereit.

Das unüberschaubare Kommen und Gehen hatte ihren Vater in äußerst schlechte Laune versetzt, und vor einiger Zeit waren Robert und seine Brüder ohne Aufsicht zum Tor hinausgeschickt. Die Freiheit, der erdrückenden Atmosphäre und dem schroffen Bellen des Earls entronnen zu sein, wirkte berauschend, und der goldene Spätnachmittag gehörte zu den schönsten, die Robert seit seiner Rückkehr aus Irland erlebt hatte. Er hatte nicht die Absicht, ihn zu vergeuden. »Lasst uns noch ein bisschen bleiben.«

»Irgendjemand wird uns vermissen. Wir sind schon fast seit einer Stunde fort.«

»Wem soll schon etwas auffallen? Alle sind beschäftigt.«

»Willst du damit sagen, dass du nicht mitkommst?«

Robert starrte seinen Bruder an, der mit gegen die Seiten gepressten Händen über ihm stand. Alexander war schon immer ernst gewesen, sogar als Junge in Nialls Alter, aber in der letzten Zeit trug er eine so düstere Miene wie ein Mönch zur Schau. Er wunderte sich über die unübersehbare Veränderung, die seit seiner, Roberts, Rückkehr aus Antrim mit ihm vorgegangen war. Zuerst hatte er gedacht, es hätte etwas mit ihrem Vater zu tun, vielleicht war der Earl während seiner Abwesenheit übermäßig streng mit seinem Bruder umgegangen? Aber ihr Vater schien noch immer mit Alexander und Thomas überaus zufrieden zu sein, die die gehorsamsten und am leichtesten zu lenkenden der fünf Brüder waren. Plötzlich kam ihm eine Erkenntnis: Während er und Edward sich in Irland in der Obhut von Zieheltern befunden hatten, war Alexander der älteste Sohn des Hauses gewesen. Nun, wo Robert wieder daheim war, fühlte sich sein Bruder vielleicht zurückgesetzt und um seine rechtmäßige Position betrogen. Aber Robert konnte kein Mitleid für ihn aufbringen. Alexander hatte keine Ahnung, wie glücklich er sich schätzen konnte, dass nicht er derjenige war, auf dem alle Hoffnungen für die Zukunft seiner Familie lasteten. Vor allem, sinnierte Robert bedrückt, wenn ihr Vater entschlossen schien zu verhindern, dass er sich dieser großen Verantwortung würdig erwies.

»Geh ruhig, wenn du willst.« Er legte sich wieder ins Gras und schloss die Augen. »Ich bleibe hier.«

»Ihr solltet beide mitkommen«, wandte sich Alexander an Thomas und Niall. »Es sei denn, ihr möchtet Vaters Gürtel zu spüren bekommen.«

Robert öffnete ein Auge einen Spalt breit, als Thomas sich auf die Füße zog. Ärger keimte in ihm auf, als die beiden Jungen gemeinsam den Hang hinuntergingen. Es hatte einmal eine Zeit gegeben, da hätten sowohl Thomas als auch Niall alles getan, was er sagte. Er ließ den Kopf wieder sinken, lauschte dem Summen der Bienen im Heidekraut und wünschte, Edward wäre hier. Aber der Bruder, ein Jahr jünger als er, musste noch sechs Monate bei seinen Zieheltern ausharren. Edward handhabte sein Übungsschwert wie ein Derwisch, konnte höher als jeder andere auf Bäume klettern, log mit unschuldigster Miene und stellte sich jeder Herausforderung. Ohne ihn war das Leben langweilig.

Niall kroch zu ihm hinüber. »Was wollen wir machen?«

Nach einem Moment sprang Robert auf; entschlossen, sich von Alexander nicht den Nachmittag verderben zu lassen. »Ich bringe dir bei, wie man mit einem Schwert kämpft.« Er lief zu ein paar windgepeitschten Bäumen hinüber, packte einen dünnen Ast und bog ihn, bis er abbrach. Nachdem er ihn in zwei Teile zerbrochen hatte, streifte Robert die Blätter ab und reichte seinem Bruder, dessen Augen vor Eifer funkelten, den längeren Stock. »Wir üben dort drüben.« Er deutete auf eine ebene Grasfläche. In der Ferne zogen sich die hohen Hügel von Carrick gen Osten. Die unteren Hänge waren mit Bäumen bewachsen, die Gipfel jedoch kahl. Robert musste bei ihrem Anblick immer an glatzköpfige alte Männer denken, die einen schützenden Ring um Turnberry bildeten.

Mit ernster Miene folgte Niall dem Beispiel seines Bruders. Die Knie seiner Hose wiesen Grasflecken auf.

Robert schwang den Stock langsam durch die Luft und senkte ihn auf den Hals seines Bruders hinab. »Versuch jetzt, die Klinge abzuwehren.«

Niall holte aus und schlug nach Roberts Stock.

»Das war zu schnell. Du musst langsam beginnen. So.« Robert hob den Stock erneut, hielt ihn vor seine Brust, schwang ihn dann betont langsam erst in die eine, dann in die andere Richtung und dann über seinen Kopf. »Und jetzt schneller«, fuhr er fort, den Stock durch die Luft wirbelnd. »Tu so, als würdest du gegen einen Feind kämpfen«, brüllte er über seine Schulter.

»Gegen wen?« Niall rannte ihm nach.

»Einen Feind eben. Einen ... einen Comyn!«

Niall ließ den Stock auf die Grasnarbe herabsausen. »Schau her, Robert! Ich habe zwei Gegner getötet!«

»Zwei?« Robert deutete mit seinem Stock hangabwärts. »Da unten ist eine ganze Armee!« Er stieß einen schrillen Kriegsschrei aus und jagte mit hoch erhobenem Stock den Hang hinunter. »Tod allen Comyns!«

Niall folgte ihm, seine lauten Rufe schlugen in Gelächter um, als Robert stolperte und der Länge nach zu Boden schlug. Robert grunzte, als sein Bruder mit einem Siegeschrei auf ihm landete. Gemeinsam rollten sie den Hang hinunter, ihre provisorischen Waffen blieben vergessen im Gras zurück. Am Fuß des Hanges blieben sie liegen, ohne die Gestalt zu bemerken, die dort stand und sie beobachtete.

»Was tut ihr denn da?«

Beim Klang der unbekanntenen Stimme schlug Robert die Augen auf und erkannte, dass er von unten zu einem Mädchen emporstarrte. Er schob seinen Bruder von sich herunter und musterte sie. Sie war auffallend mager, ihr langes schwarzes Haar fiel ihr strähnig um die knöchigen Schultern, und sie trug ein fadenscheiniges Kleid, das vielleicht einst weiß gewesen war, jetzt aber vor Schmutz startete. Mit einer erdverschmierten Hand umklammerte sie einen kleinen Sack. Ein starker Geruch von Moos und Blumen ging von ihr aus, aber Robert faszinierten vor allem ihre Augen, die riesig in dem schmalen Gesicht leuchteten. »Was geht dich das an?«, erwiderte er auf Gälisch. Ihr eindringlicher Blick flößte ihm Unbehagen ein.

Das Mädchen legte den Kopf schief. »Wer bist du?«

»Er ist der Erbe des Earl of Carrick, des Herrn all dieser Ländereien.«

Robert warf Niall einen missbilligenden Blick zu, um ihn zum Schweigen zu bringen, aber das Mädchen achtete nicht darauf. Sie betrachtete seine schweißfeuchte Tunika, sein schmutziges Gesicht und dann sein zerzaustes Haar. Unwillkürlich hob Robert eine Hand und ertastete einen Heidekrautweig zwischen seinen Haaren. Er zerbröselte ihn zwischen seinen Fingern, als das Mädchen die Achseln zuckte.

»Du siehst nicht wie ein Earl aus«, meinte sie, wandte sich ab und schritt über das Gras davon.

Robert sah ihr nach. Er bemerkte, dass sie keine Schuhe an den Füßen hatte, noch nicht einmal die einfachen Holzpantinen, die die Bauern bei der Feldarbeit trugen. Nachdenklich runzelte er die Stirn. Er kannte die Gesichter aller Bewohner von Turnberry und der näheren Umgebung: die Gefolgsleute und Vasallen seines Vaters, die Bauern und Fischer und ihre Frauen und Kinder und sogar Kaufleute und Beamte aus Ayr und anderen nahe gelegenen Städten. Warum wusste er nicht, wer dieses unverfrorene Mädchen war, das ganz allein in der Wildnis umherstreifte?

»Wie kann sie es wagen, so etwas zu sagen?«, murmelte Niall.

Robert hörte ihm nicht zu. »Komm mit«, flüsterte er, ehe er durch das Gras auf die Bäume zuschlich, die die unteren Hänge der Hügel bedeckten.

»Das ist die falsche Richtung.« Niall blickte in das Tal hinunter und dann zum Meer, das als flache blaue Decke in der Ferne zu erkennen war. Dann rannte er los, um seinen Bruder einzuholen. »Robert!«

»Still«, befahl Robert scharf, als sie die Baumlinie erreichten. Das Mädchen schlenderte ohne Eile einen steinigen Pfad entlang, der der Biegung eines seichten Flusses folgte. Im warmen Wind konnte er sie über das Gurgeln des Wassers hinweg

leise singen hören. Bei einem steinernen Übergang hob sie den Rock ihres grauen Kleides und hüpfte hinüber, dann erklimmte sie den mit Farn überwucherten Hügel auf der anderen Seite. Robert musterte das Gelände, dabei dachte er an eine Jagd in Annandale, auf die ihn sein Großvater einmal mitgenommen hatte. Der alte Mann hatte ihm eingeschärft, wie wichtig es war, dass sich ein Jäger vor seinem Wild verbarg. Zwischen ihm und dem Wasserrand lagen ein Eschenhain, ein kleiner Hügel und ein paar Felsbrocken.

»Wir sollten nach Hause gehen, Robert«, flüsterte Niall neben ihm. »Alexander hat recht. Jemand wird uns vermissen.«

Robert blieb stehen, ohne den Blick von dem Mädchen abzuwenden. Vor seinem geistigen Auge entstand das Bild von Alexanders verkniffenem Gesicht, und ein Anflug von Ärger stieg in ihm auf, als er sich vorstellte, wie er und Niall gehorsam durch die Tore der Burg trotteten. »Mach genau das, was ich tue«, wies er seinen Bruder an, bevor er auf die Bäume zu rannte, während das Mädchen seinen Aufstieg fortsetzte.

Sobald sie außer Sicht war, setzte Robert ihr nach. Als er hörte, dass Niall ihm folgte, drehte er sich um. »Komm weiter!«

»Ich weiß, wo wir sind«, wisperte Niall. Auf seinem halb vom Schatten der Zweige verdeckten Gesicht lag ein ängstlicher Ausdruck.

Robert nickte ungeduldig. »Wir sind in der Nähe von Turnberry. Pass auf, wir schauen, wohin sie geht, und dann machen wir uns auf den Rückweg.«

»Robert, warte!«

Ohne auf seinen Bruder zu achten, kletterte Robert den Hang empor. Oben angelangt erhaschte er einen Blick auf etwas Graues im Wald unter ihm und rutschte, sich an Wurzeln festhaltend, auf der anderen Seite hinunter. Als er unten ankam, stieg ihm Holzrauch in die Nase. Er fragte sich, ob er von der Stadt herüberwehte, aber Turnberry lag zwei Meilen westlich von hier. Vor ihm wurde der Baumbestand spärlicher. Robert

blieb stehen. Das Mädchen steuerte auf ein grünes, von einem mächtigen Hügel überschattetes Tal zu. Der Gipfel des Hügels leuchtete im Sonnenuntergang tief rosa, doch im Tal war es dämmrig. Am Fuß des Hanges duckte sich ein kleines Haus aus Lehm und Holz. Daneben suhlten sich zwei große Schweine in einem Pferch aus zusammengebundenen Stangen. Robert blickte sich um, als sein Bruder hinter ihm auftauchte. »Es ist ihr Haus«, murmelte er mit einem Nicken in Richtung des niedrigen Gebäudes.

»Das meinte ich ja«, flüsterte Niall, der plötzlich rachsüchtig und furchterfüllt zugleich wirkte.

Das Mädchen hatte die Tür fast erreicht, hielt sich im Schatten einer riesigen Eiche. In dem dichten Blattwerk erspähte Robert mehrere netzartige Gebilde, die an den Ästen hingen. Er war schon einige Male zuvor in diesem Tal gewesen und hatte den Baum gesehen, doch noch nicht einmal Edward hatte es gewagt, nahe genug heranzugehen, um herauszufinden, was es mit diesen eigenartigen Netzen auf sich hatte.

»Lass uns gehen«, bat Niall und griff nach seinem Arm.

Robert zögerte, den Blick auf das Haus gerichtet. Die alte Frau, die darin lebte, war allgemein bekannt, denn sie galt als Hexe. Sie besaß zwei Hunde, die Edward als Höllenwölfe bezeichnete. Alexander war einmal von einem gejagt und gebissen worden. Robert hatte von der Tür der Schlafkammer seiner Eltern aus zugesehen, wie der Arzt die Wunde genäht hatte. Er hatte fest damit gerechnet, dass sein Vater jetzt zu drastischen Vergeltungsmaßnahmen greifen würde – Männer zum Haus der alten Frau schicken, um die Tiere zu töten –, doch der Earl hatte nur Alexanders Schultern so fest umfasst, dass der Junge zusammengezuckt war. *Geht nie wieder zu diesem Haus*, hatte er eindringlich gemurmelt. *Nie wieder*.

Robert machte schon Anstalten, sich von Niall fortziehen zu lassen, doch da blieb das Mädchen plötzlich an der Tür stehen, drehte sich um, hob die Hand in ihre Richtung und winkte. Roberts Augen wurden groß. Als sie die Tür öffnete und im

Inneren des Hauses verschwand, hörte er einen Hund bellen, dann trat Stille ein. Er löste sich aus Nialls Griff und lief entschlossen den Hang hinunter. Er war der Sohn eines Earls, stand in der Adelshierarchie direkt unter einem König, er würde eines Tages Land in Irland und England erben, die reichen Ländereien von Annandale und die alte Grafschaft Carrick, und die Männer, die jetzt den Befehlen seines Vaters gehorchten, würden irgendwann einmal vor ihm knien. Niemand konnte ihn daran hindern, zu tun und zu lassen, was ihm beliebte.

Ein lautes Knacken erklang, als er auf einen verrotteten Ast trat. Robert drehte sich um. Hoffentlich hatte das Mädchen ihn nicht zusammenzucken sehen. Er grinste kühn, dann fuhr er herum, als er wildes Gebell hörte. Zwei große Schatten kamen um die Hausecke herumgeschossen. Robert sah noch gelbliche Zähne und verfilztes schwarzes Fell, dann raste er, den vor Entsetzen kreischenden Niall vor sich, so schnell er konnte auf die Bäume zu.

5

EINE GRAUE MORGENDÄMMERUNG brach über den Hügeln von Galloway an. Nebel waberte über den Feldern, das Vieh auf der Weide bildete in dem Weiß seltsam geformte Schatten. Es würde ein heißer Tag werden, aber ohne Sonne, denn der Himmel im Osten versprach nur stickige Feuchtigkeit. Möwen zogen über dem braunen Wasser des Flusses Urr langsame Kreise, während sie die schlammigen Ufer nach Beute absuchten. Das Wasser stand tief, es sank mit der Tide des Solway Firth.

Am Westufer thronte auf einem großen Erdhügel eine Burg, die zu einer Seite von dem Fluss und zur anderen von einem tiefen Graben geschützt wurde. Der Grund des Grabens war mit klebrigem rotem Lehm bedeckt. Der einzige Weg, der darüber

hinwegführte, war die jetzt für die Nacht hochgezogene Zugbrücke. Eine Doppelreihe von Pfählen erhob sich aus den Tiefen wie eine Reihe von Sargträgern bei einem Begräbnis, die darauf warteten, ihre Last aufzunehmen. Am Fuß dieser Pfähle kauerten, unsichtbar für die Burgwächter, die auf der Brustwehr über ihnen patrouillierten, im Schutz der Dämmerung sieben Männer. Der Lehm klebte an ihren Händen, Armen und an den Brustteilen ihrer gepolsterten Wämser, verschmierte ihre Gesichter, die von wollenen Kapuzen verdeckt wurden, und besudelte ihre Hosen und Stiefel. Seit über einer Stunde harrten sie bis zu den Knien im Schlamm versunken hier aus. Die Kälte ließ ihre Füße zu Eis erstarren. Keiner sprach ein Wort. Nur die heiseren Schreie der Möwen und die gedämpfte Unterhaltung der Wachposten wehten zu ihnen hinunter. Gelegentlich trafen sich ihre Blicke, aber sie wandten sich sofort wieder ab, jeder in seiner eigenen stillen Welt gefangen, wo er auf das Läuten der Morgenglocke wartete oder sich bekloffen fragte, ob sie erklingen würde, bevor der Nebel, der sie einhüllte, sich auflöste oder der Himmel sich zu einem weißen Ascheton verfärbte.

Die Minuten zogen sich endlos hin, bis schließlich in den Eingeweiden der Burg ein Klirren ertönte. Die Männer im Graben erstarrten bei dem Geräusch. Einige krümmten vorsichtig die Finger und verlagerten ihr Gewicht in dem eisigen Schlamm. Das Gemurmel der Wächter verwandelte sich in barsche Rufe, als sie sich daranmachten, die Zugbrücke herunterzulassen. Knarrend senkte sie sich an ihren Seilen, und die Männer unten im Graben hoben die Köpfe, als sich Dunkelheit über sie legte. Die Brücke landete mit einem dumpfen Aufschlag auf den Pfählen, gefolgt von dem Klirren, mit dem die Riegel der Burgtore zurückgeschoben wurden, und den Schritten der Wächter auf den Bohlen über ihnen.

Einer der Männer trat zum Rand der Zugbrücke, gähnte laut und öffnete seinen Hosenlatz.

»Benutz gefälligst die Pissrinne, Boli!«

Der Wächter blickte über seine Schulter. »Seine Lordschaft ist fort. Niemand kann mich sehen.«

»Außer uns«, schnarrte ein anderer. »Und noch nicht einmal deine Frau kann den Anblick deines verschrumpelten Schwanzes ertragen.«

Boli grunzte eine Obszönität in Richtung seines grinsenden Kameraden und fuhr fort, sich in den Graben zu erleichtern.

Der gelbe Strom rann an einem der Pfähle herab, sammelte sich kurz in den Kerben im Holz, tröpfelte dann weiter und floss heiß über die Hände eines der Männer, der sich gegen den Pfahl presste. Angewidert wandte er den Kopf ab.

Als Boli seine Hose wieder schloss, ertönte ein schwaches Rumpeln. Der Wächter drehte sich zu dem ausgetretenen Pfad um, der von der Zugbrücke in den Wald führte, und sah, wie sich zwei Gestalten aus dem Nebel lösten. Auch seine Kameraden hatten sie bemerkt, denn sie verstummten und legten die Hände an die Griffe ihrer Schwerter. Boli blinzelte in das Dämmerlicht, als das Rumpeln lauter wurde. Nach einem Moment begriff er, dass es sich bei den schattenhaften Gestalten um zwei Männer handelte, die ein Fass vor sich herrollten. »Halt!«, donnerte er, strich sein Wams glatt, ging auf die beiden zu und nickte zu dem Fass hinüber. »Was habt ihr da?«

»Den besten Met auf dieser Seite des Solway«, erwiderte einer der Männer und blieb am Rand der Zugbrücke stehen. »Unser Herr ist wegen des Marktes in Buittle hergekommen, aber er schickt uns, um Lord John Balliol dieses Fass als Geschenk zu überbringen. Wenn Seiner Lordschaft der Met mundet, kann ihm unser Herr mehr davon liefern – zu einem vernünftigen Preis.«

»Sir John ist nicht hier.« Boli schritt um das Fass herum und inspizierte es.

»Was ist das denn?«, erkundigte sich ein anderer Wächter, der die Hand immer noch an seinem Schwert, die Zugbrücke entlangkam.

»Met für Sir John.«

»Nicht für uns?«

Boli grinste den Händler an. »Nun, ich denke, ich werde davon kosten, um mich davon zu überzeugen, dass er wirklich von guter Qualität ist.« Er hakte einen fleckigen irdenen Becher von seinem Gürtel, an dem auch noch ein Breitschwert in einer abgewetzten Lederscheide hing. »Und ich erwarte, dass du mir einschenkst wie einem Lord.«

Der Händler nahm den Becher, während sein Begleiter das Fass aufrichtete, sich bückte und an dem Spundloch herumnestelte. Ein Stück entfernt schloss sich eine rot verschmierte Hand um den Rand der Zugbrücke. Mit einem Mal straffte sich der Händler und schmetterte seine Faust mitsamt dem Becher in das Gesicht des Wächters.

Das Gefäß traf Bolis Kiefer, zerbarst bei dem Aufprall und trieb eine Tonscherbe in seine Wange. Er taumelte zur Seite. Blut strömte aus seiner zerfetzten Wange und Lippe. Als der andere Wachposten einen lauten Ruf ausstieß und losrannte, hob der zweite Händler einen Fuß. Unter seiner Tunika glitzerte ein Kettenhemd. Er versetzte dem Fass einen kräftigen Tritt. Das Holz zersplitterte unter seinem Stiefel. Er schob die Hände in das Loch. Wolkenähnliche Lammwollebüschel kamen zum Vorschein, aus denen er zwei kurze Schwerter zog. Eines davon warf er seinem Gefährten zu, während Boli sich von seinem Schreck erholte und mit einem Wutschrei sein eigenes Schwert zückte. Als die Männer aufeinander losgingen, ertönten weitere Rufe. Die restlichen Wächter hatten die Gestalten bemerkt, die sich über den Rand der Zugbrücke hievten.

Der erste Mann hielt ein Messer zwischen den Zähnen. Als ein Wächter auf ihn eindrang, rollte er sich über die Bohlen und packte die Waffe. Der Wächter ließ sein Schwert niedersausen. Der Mann warf sich zur Seite, schoss dann hoch und trieb dem Wachposten von hinten die Klinge zwischen den Riemen seiner Beinschiene in die Wade. Als der Mann mit einem Aufschrei zusammenbrach, zog sein Angreifer das Messer heraus und rammte es ihm ins Auge. Während der Verwundete sich

